

Beiträge und Briefe für die Redaction sind an den Herausgeber Herrn Arnold
v. Tiedeböhl in Riga, Georgenstrasse Nr. 4, zu richten.

Baltische Monatschrift.

Herausgegeben
von
Arnold v. Tiedeböhl.

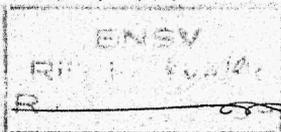
Fünfunddreißigster Jahrgang.
XI. Band.
5. Heft.

Inhalt.

	Seite
Die Abschiedsgrüße unserer Landesgymnasten von Dr. A. Bergengrün. (Hft. 1 d. Pr.)	245
Jugendbriefe A. G. v. Baers an Wold. v. Ditmar. (B. 2.)	263
Hymnus. (B. 5.)	282
Wer arbeitet in Riga? Von C. Walter. (B. 2.)	285
Aus der baltischen Novellistik (Eine Frau. Studie von G. K. v. Heyderfeldt). Von G. v. Glasenapp. (B. 5.)	299

Abonnements

nehmen alle Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. — Preis pro Jahrgang von
ca. 50 Bogen (12 Hefte) 6 Rbl. 50 Kop., mit Postversendung 7 Rbl. 50 Kop.



Neval, 1893.

In Commission bei J. Kluge.
Riga: Alexander Stieda. Leipzig: Rud. Hartmann.

Ausgegeben den 5. Mai 1893.



Die Abschiedsgrüße unserer Landesgymnasien.

- Schlußbericht über den Bestand und die Thätigkeit des livl. Landesgymnasiums zu Fellin 1875—1892. Zusammengestellt von Director Dr. F. Waldmann. Fellin 1892. 4°.
- In memoriam. Rückblicke auf das livländische Landesgymnasium Kaiser Alexanders II. zu Birkenruh. Zugleich als letzter Bericht über den Bestand der Anstalt. Riga 1892. Gr. 8.
- Schlußbericht über den Bestand und die Thätigkeit des Gymnasiums zu Goldingen 1870 resp. von 1866, II. bis 1892. Zusammengestellt von Director N. Büttner. Riga 1892. 4°.
- Ehstländische Klosterlectüre. Ein Beitrag zur Kenntniß der Pflege des geistigen Lebens in Ehstland im Mittelalter. Von Dr. Fr. Köhler, Director der Ehstländischen Ritter- und Domschule zu Reval. Reval 1892. 8°.

In die neueste Epoche ihrer Geschichte sind die Ostseeprovinzen seit dem Erlaß des Allerhöchsten Befehles vom 10. April 1887, welcher die Einführung der russischen Unterrichtssprache anordnete, getreten. Unter den vielen bedeutsamen Folgen, welche das Gesetz vom 10. April 1887 bereits gehabt hat, ist die Schließung der vier Landes Schulen in Fellin, Birkenruh, Goldingen und Reval wohl eine der Aufsehen erregendsten und am meisten besprochenen gewesen. Den Ritterschaften, welche diese Schulen unterhielten, wurde i. J. 1889 anheimgestellt, dieselben nach Ablauf von 3 Jahren zu schließen, wenn sie sie unter den veränderten Bedingungen nicht fortführen wollten. In Birkenruh, Fellin und Goldingen erfolgte die Schließung im Juni des verflossenen Jahres; die Ritter- und Domschule in Reval wurde mit dem 2. Semester 1892 russisch, war aber, auch abgesehen von dieser einschneidenden Veränderung, nicht mehr die alte, da sie unter neuer Leitung und mit einem neuen Lehrpersonal zu arbeiten genöthigt war. Unerwartete Schwierigkeiten und Enttäuschungen mancherlei Art haben dann auch ihre Schließung zu Anfang dieses Jahres herbeigeführt. Jedenfalls läßt sich die alte Ritter- und Domschule zu Reval auch zu den Anstalten zählen, welche im Sommer des verflossenen Jahres ihr Ende

fanden. Daß sie noch ein halbes Jahr unter verändertem Charakter fortbestand, erklärt es, daß sie bisher nicht wie ihre Genossinnen einen Schlußbericht veröffentlichte. Sie hat sich durch die genannte Arbeit ihres letzten Directors Dr. Fr. Köhler von dem baltischen Publicum verabschiedet.

Was über Schicksale und Wirksamkeit der Landesgymnasien bekannt geworden ist, verdient wohl auch an dieser Stelle festgehalten und im Zusammenhange betrachtet zu werden, auch auf die Gefahr hin, daß mancher Leser in den folgenden Zeilen nur Bekanntem begegnet. Wir entnehmen unsere Mittheilungen den genannten Schlußberichten und der Einladungsschrift zu der 550jährigen Jubelfeier der Domschule zu Reval am 19. und 20. Juni 1869¹.

Während die Anstalten zu Fellin, Virkenruh und Goldingen Schöpfungen der neuesten Zeit sind, reicht die Geschichte der revaler Ritter- und Domschule tief in das Mittelalter hinein. Die erste uns bekannte Erwähnung derselben fällt in das Jahr 1319, in welchem der dänische König Erich Menved der bei dem Dome zu Reval bestehenden Schule das Privilegium des ausschließlichen Unterrichts in der Stadt erteilte. Wie lange schon vor dem Jahre 1319 eine Domschule bestanden haben mag, ist bisher eine offene Frage geblieben; daß ihr Alter über dieses Jahr hinausreicht, wird vorausgesetzt werden müssen, da das kanonische Recht und auch das Herkommen die Gründung einer Schule an der bischöflichen Kathedrale forderten. Aus der Zeit bis zur Reformation haben wir außerordentlich wenig Nachrichten über die Domschule. Jenes Privilegium König Erichs ließ sich nicht durchführen; die alten Widersacher des ordentlichen Weltklerus und einer geregelten Pfarrthätigkeit, die Bettelmönche, trugen nach Jahrzehnte langen Streitigkeiten auch hier den Sieg davon. Sie gründeten neue Schulen, die vielen Zuspruch fanden, und behaupteten sich in ihnen. Die Prozesse wegen der Schulberechtigung gingen bis an die Curie, deren Entscheidungen damals bekanntlich nicht von objectiven richterlichen Erwägungen, sondern von der Zahlungsfähigkeit der Streitenden abhingen und darum häufig genug widersprechende waren. Wie Livland zu seinem Schaden in dem größeren Zwist zwischen dem Orden und dem Erzbischof von Riga diese Erfahrung machen mußte, so erlebten die Revalenser des 15. Jahrhunderts dasselbe Schauspiel im Kleinen bei sich. Seit 1428 hatte Reval eine eigene, vom Bischof unabhängige Stadtschule. Das ganze 16. Jahrhundert hindurch erfahren

¹ Plate, Beiträge zur Geschichte der Estländischen Ritter- und Domschule. Einladungsschrift zum 21. Juni 1840. Reval. 8°. (Neu bearbeitet, vermehrt und fortgesetzt von Ed. Pabst und Fr. Großmann.) Beiträge zur Geschichte der Estländischen Ritter- und Domschule. Einladungsschrift zur 550. Jubelfeier. Reval 1869. 101 S. gr. 8°.

wir über die Domschule nichts, sie ist offenbar durch die Stadtschule ganz in den Hintergrund gedrängt worden; denn diese konnte seit Einführung der Reformation in Reval an dem großen Aufschwung des protestantischen Schulwesens theilnehmen, ein Vortheil, welcher der bischöflichen Schule zunächst versagt blieb. Auch später hat sie mit den anderen Lehranstalten Revals nicht gleichen Schritt zu halten vermocht. 1613 heißt es zwar, die Domschule sei früher verfallen, nunmehr neu eingerichtet worden, aber erst 1627 wurde bei Gelegenheit einer von der schwedischen Regierung angeordneten umfassenden Kirchenvisitation auch die schola cathedralis Revaliensis auf eine feste Grundlage gestellt und erhielt ordentliche, die Disciplin und den Lehrgang regelnde Gesetze. Sie war auch jetzt eine wirkliche Domschule, stand unter der Aufsicht des (protestantischen) Bischofs und war ganz vom Consistorium abhängig. Ihre Blüthezeit erlebte sie unter dem Episcopat Joachim Jherings (1638—1657), ohne doch auf dieselbe Höhe gelangen zu können, welche das 1631 gegründete Gymnasium erreichte. Die letzten Zeiten schwedischer Herrschaft scheinen dann für die Domschule wieder recht trostlos geworden zu sein; 1684 brannte das Schulgebäude mit dem Dome und vielen anderen Häusern nieder; es wurde allerdings 1691 durch ein neues ersetzt, aber ein neuer Aufschwung der Schule trat nicht ein. Im Jahre 1710, als Reval capitulirte, starben sämmtliche Docenten der Domschule an der Pest, die in entsetzlicher Weise wüthete und auch das Gymnasium aller seiner Lehrer bis auf einen beraubte. Die Schule hörte für einige Zeit ganz auf; das Gebäude wurde als Lazareth benutzt. Im Jahre 1724 finden wir einen ehemaligen schwedischen Cantor in demselben, der ohne allen Beruf dazu 6 bis 7 Knaben nothdürftig unterrichtete. Die Schule neu ins Leben gerufen zu haben, ist das Verdienst eines Schülers und Geistesverwandten von H. A. Francke in Halle, des Oberpastors Ch. F. Mickwitz, der mit demselben Geiste glaubensmuthiger Zuversicht wie sein Meister an das schwere Werk ging. Die Anfänge seiner Schöpfung erinnern durchaus an die Gründung des berühmten halle'schen Waisenhauses. Mit nur 15 Thlr. wurde das Unternehmen begonnen. Die estländische Ritterschaft nahm sich darauf der Sache kräftig an, aber zunächst wurde die Anstalt doch wesentlich durch die unermüdlige Arbeit und die Bemühungen Mickwitz' unterhalten. Von 1725—1765 konnten bereits 879 Schüler aufgenommen werden. 1765 trat die Schule dann in die letzte Phase ihrer Entwicklung, in welcher sie am meisten geleistet hat: sie wurde ganz von der Ritterschaft übernommen unter dem Namen einer akademischen Ritterschule oder Ritterakademie. Auch eine Pension wurde neben ihr eingerichtet, die bis zum Jahre 1860 bestanden hat, aber nie zu rechter Blüthe gediehen ist und den auf sie gesetzten Hoffnungen nur sehr wenig entsprochen hat. Zu Anfang dieses Jahrhunderts

tauschte die Anstalt ihren bisherigen Namen gegen den bescheideneren „Ehstländische Ritter- und Domschule“ ein; waren früher auch rein akademische Fächer in ihr gelehrt worden, so fiel mit der Gründung der Universität Dorpat die Nöthigung dazu weg, und sie konnte sich auf die engeren Grenzen eines klassischen Gymnasiums beschränken. Diesen Charakter hat die Anstalt bis zu ihrem Schlusse sich gewahrt.

Wir haben in Vorstehendem den äußeren Gang der Geschichte der Domschule gekennzeichnet. Wenn wir etwas länger bei ihr verweilen, so rechtfertigt sich das durch ihre längere Geschichte und ihr ehrwürdiges Alter, auf das mit Recht bei jeder Discussion der jüngsten Ereignisse hingewiesen worden ist. Leider steht uns das Material für die letzten Jahre ihres Bestehens nicht zu Gebote.

Die drei anderen Anstalten sind, wie bereits erwähnt worden, Schöpfungen der neuesten Zeit, aber sämmtlich in Anlehnung an bereits früher Bestandenes gegründet worden. Die älteste von ihnen ist das Gymnasium zu Goldingen. Dasselbe ist aus der alten goldingenschen zweiklassigen Kreissschule durch allmähliche Erweiterung und Umbildung derselben hervorgegangen. Seit dem 2. Semester 1866 war die „erweiterte Kreissschule“ ein klassisches Pro-gymnasium mit 4 Klassen; im Jahre 1870 wurde dasselbe in ein Gymnasium mit 6 Klassen umgewandelt, bis es 1880 auch die Septima erhielt, welche bis dahin durch eine Vorbereitungsschule vertreten worden war. Unterhalten wurde die Schule in erster Linie durch die furländische Ritterschaft, welche die ursprünglich übernommene Garantie von 3000 Rbl. jährlich für die Bedürfnisse der in ein Gymnasium zu verwandelnden Kreissschule im Laufe von 13 Jahren zu einer festen jährlichen Zahlung von 12,000 Rbl. erweiterte. Von der Krone bezog die Schule nach wie vor die zum Unterhalt der alten Kreissschule bestimmte Summe von 1599 Rbl. und verfügte über ein Schul-geld von 8—9000 Rbl. jährlich. Die Stadt Goldingen hat sich dagegen durch zinsfreien Vorschuß von 7000 Rbl. um die Erbauung des neuen freundlichen Schulgebäudes, das im Jahre 1869 bezogen werden konnte, ein Verdienst erworben. An der Spitze der Anstalt haben im Ganzen zwei Directore gestanden, Theodor Bauer bis 1878 (1866—70 als Inspector der erweiterten Kreissschule), von 1878 bis zum Schluß Alfred Büttner. Die Gesamtzahl der Schüler seit dem Jahre 1866 hat 1280 betragen, von denen 368 die Maturitätsprüfung bestanden.

Die ersten Schritte zur Gründung eines livländischen Landes-gymnasiums sind im Jahre 1872 gethan worden. Damals setzte der livländische Landtag eine Commission zur Errichtung einer Landes-schule unter dem Präsidium N. v. Dettingens ein. 1874 erfolgte die Allerhöchste Bestätigung des Statuts, und am 29. August 1875 konnte das Landesgymnasium

in den Räumen der alten Schmidtschen Anstalt zu Fellin eröffnet werden. Das Statut gewährte der Schule bedeutende Privilegien; schon der erste Paragraph machte den Fortbestand derselben lediglich von dem Ermessen der Ritterschaft abhängig; während der vom ritterschaftlichen Schulcollegium zu wählende Director unmittelbar vom Minister der Volksaufklärung bestätigt werden sollte, hatte die Anstellung der Lehrer ohne staatliche Bestätigung durch das Schulcollegium auf Präsentation des Directors zu erfolgen. Wir bemerken gleich hier, daß die Rechte des Landesgymnasiums zehn Jahre nach seiner Eröffnung eine sehr wesentliche Einschränkung erfahren haben, indem ein Allerhöchst bestätigtes Reichsrathsgutachten die Anwendung des Birkenruher Statuts auf die felliner Anstalt anordnete und dadurch eine größere Abhängigkeit von den staatlichen Organen herbeiführte. Der erste Director Hoheisel begann die Schularbeit mit 8 etatmäßig angestellten Lehrern und einem Schülerbestande von 81 Zöglingen, unter denen sich 51 Pensionäre und 30 Externe befanden. Etwa der dritte Theil der Schüler gehörte noch zum Bestande der alten Schmidtschen Anstalt, so daß diese in dem felliner Landesgymnasium ihre Fortsetzung fand, wie die Hollandersche Schöpfung zu Birkenruh in dem Gymnasium „Kaiser Alexanders II.“. Die Anfänge der felliner Landesschule sind keine leichten gewesen; vier Präsidenten des Schulcollegiums, der erste Director und zwei Lehrer wurden ihr im ersten Decennium durch den Tod entzogen; im Personalbestande des Lehrkörpers sind fortwährend Veränderungen vor sich gegangen, in 8 Jahren folgten sich drei Directore in der Leitung der Anstalt, Karl Hoheisel 1875—1877, Heinrich Seesemann 1877—83, Dr. F. Waldmann 1883—92; „wahrlich Schicksalsschläge“, heißt es im Schlußbericht, „welche, verbunden mit so vielen anderen Hindernissen, die hier nicht auseinandergelegt werden können, tief in das Mark des jungen, mit so vielen Hoffnungen und Segenswünschen, mit so viel Begeisterung gepflanzten Baumes eindringen und sein Wachstum, seine naturgemäße Entfaltung auf das empfindlichste schädigten“.

Die stärkste Frequenzziffer der Anstalt weist das fünfte Jahr ihres Bestehens, 1879, mit 193 Zöglingen auf; von da ab sinkt dieselbe mehr und mehr, insbesondere seit 1882. Unter den mannigfachen äußeren und inneren Gründen für diese Erscheinung weist der Schlußbericht namentlich auf die schwer erreichbare Lage Fellins und die 1882 erfolgte Eröffnung des zweiten Landesgymnasiums in dem bequemer gelegenen Birkenruh hin. Als dann vollends die Russificirung sämmtlicher Lehranstalten angeordnet wurde, das Gesuch der livländischen Ritterschaft um Verwandlung ihrer Landesgymnasien in Privatschulen mit deutscher Unterrichtssprache abschlägig beschieden und ihr schließlich im Jahre 1889 nur anheimgelassen wurde, die Anstalten nach Ablauf von drei Jahren zu schließen, bis dahin zwar den

Unterricht in deutscher Sprache fortzuführen, aber die Aufnahme neuer Schüler mit dem Beginn des Schuljahres 1889/90 zu sistiren, da schrumpfte in Jellin wie in Birkenruh die Schülerzahl der auf den Aussterbeetat gesetzten Anstalten auf 62 und 92 ein. Von den 500 Zöglingen Jellins haben 162 die Maturitätsprüfung bestanden.

Die Errichtung des zweiten Landesgymnasiums „Kaiser Alexanders II.“ in Birkenruh ist im Jahre 1877 von der livländischen Ritterschaft beschlossen worden, 1879 konnte zum Bau des neuen Schulhauses geschritten werden; dasselbe wurde 1882 fertig, und im August desselben Jahres wurde die Anstalt unter Leitung des aus der Fürstenschule zu Grimma in Sachsen berufenen Directors Prof. Dr. E. Koch eröffnet. Zu dem Unterhalt der Schule trug auch die Krone bis zum Juli 1889 10,000 Rbl. jährlich mit bei, eine Summe, welche Kaiser Alexander II. bei Gelegenheit seines Aufenthaltes in Livland im Jahre 1862 der Ritterschaft für diesen Zweck zur Verfügung gestellt hatte. Die Schülerzahl betrug 97 (59 Pensionäre, 38 Auswärtige), von denen etwa die Hälfte der alten Hollanderschen, seit 1869 von Albert Köppler geleiteten Privatschule zu Birkenruh angehört hatte. Die äußere Geschichte des Gymnasiums „Kaiser Alexanders II.“ ist in wenigen Worten erzählt. Denn nur 10 Jahre hat es bestehen dürfen. Auch ihm sind einige herbe Erfahrungen nicht erspart geblieben, wie ja wohl jede junge, groß angelegte Erziehungsanstalt durch Schwankungen und Erschütterungen hindurch muß, bis sich eine feste Tradition und Praxis ausgebildet haben. Damit aber eine Schule ein bestimmtes individuelles Gepräge erhält, einen traditionell in ihr waltenden Geist, der auch unter mannigfachen äußeren Wandlungen sich selbst treu bleibt und immer wieder hervorbricht, bedarf sie einer längeren Reihe von Jahren, einer wirklichen Geschichte — und das ist es, was der jungen Anstalt fehlte, ein Mangel, den auch die Verfasser des mit großer Liebe geschriebenen Schlußberichts schmerzlich empfunden haben. Auch Birkenruh hat in der kurzen Zeit seines Bestehens einen Directoratswechsel erfahren müssen: an Kochs Stelle trat im Jahre 1885 Ad. Feldt, früher Inspector am Nikolai-Gymnasium zu Libau. Die Schülerzahl nahm in den ersten Jahren außerordentlich stark zu und erreichte im Jahre 1888 ihr Maximum mit 202; die bereits erwähnten, durch das Gesetz vom 10. April 1887 bedingten Verhältnisse führten alsdann die Abnahme derselben bis auf 92 herbei, mit der die Anstalt ihre Thätigkeit schloß. Im Ganzen ist die Anstalt von 363 Schülern besucht worden, von denen 113 sie mit dem Zeugniß der Reife verlassen haben.

Ueber die Schlußfeier zu Birkenruh am 6. Juni 1892 brachte die „Dünabtg.“ ein Referat, welches Director Ad. Feldt dem Schlußberichte einverleibt hat. Wir können es uns nicht versagen, die letzten Sätze desselben hier wiederzugeben.

„Als der Landrath v. Fransehe (Präsident des Schulcollegiums) kraft seines Amtes die Erziehungsanstalt „Birkenruh“ für geschlossen erklärt hatte und unter den Klängen der Orgel die zahlreiche Versammlung auseinander ging, war das Auge manches nicht zur Sentimentalität neigenden Mannes feucht; ein jeder der Anwesenden war beherrscht von dem Ernst des Augenblickes, indem er sich sagte, daß die Heimath in dieser Stunde eine blühende Pflanzstätte der Cultur verlor, aus welcher viele Jahrzehnte lang eine Fülle von Keimen geistigen Fortschrittes sich über weite Gebiete verbreitet hatte, in welcher eine große Zahl der Besten des Landes das geworden, was sie dem Lande sind und sein werden.“

Es sei gestattet, hier einige trockene Notizen über die beträchtlichen Opfer einzuschalten, welche die livländische Ritterschaft für die beiden Landesgymnasien im Laufe der Zeit aufgewendet hat. Für den Ankauf und Umbau der Schmidtschen Anstalt, sowie für die Errichtung des neuen Schulgebäudes in Fellin sind ca. 155,000 Rbl. verausgabt worden. Die jährliche Subvention für das felliner Gymnasium betrug in den letzten drei Jahren je ca. 14,500 Rubel, eine Summe, die in den früheren Jahren wohl kaum geringer gewesen sein wird.

An dem Bau und dem Unterhalt der Anstalt zu Birkenruh hat sich auch die Krone betheiliget. Sie zahlte von 1878 bis zum 1. Juli 1889 eine Subvention von 10,000 Rbl. jährlich. Die Zahlungen von 1878—1882 wurden als Beitrag zu den Unkosten des Baues betrachtet; diese 40,000 Rbl. mußten später zurückgezahlt werden, da die Regierung die Schließung der Anstalt nur unter dieser Bedingung gestattete. Für den Bau und die Einrichtung der Anstalt sind von der Ritterschaft 204,000 Rbl. bezahlt worden; die von ihr gezahlte Subvention betrug im letzten Jahre 1891 II—1892 I 11,000 Rbl.

So kurz das Leben der beiden Landesgymnasien auch gewesen ist, so ist doch ihre Schließung als ein wichtiger historischer Act in dem geistigen Leben unserer Provinz allseitig empfunden worden. Denn sie erschienen nicht nur äußerlich als die Fortsetzung zweier hochbewährter, berühmter Erziehungsanstalten, in denen ein beträchtlicher Bruchtheil unserer Gebildeten seine Jugendzeit verbracht hat, sondern es pulsrte in ihnen auch ein lebensfrischer Geist, der ihnen einst eine große Zukunft gewährleisten mußte, wenn eben die äußeren Verhältnisse Raum für eine solche geboten hätten. Die beiden Schlußberichte für Birkenruh und Fellin sind eine wirklich anziehende Lectüre auch für Fernerstehende: sie gewähren uns Einblick in eine geistige Werkstätte von ganz eigenartiger Regsamkeit. Insbesondere dem Bericht für Birkenruh ist es gelungen, die Leiden und Freuden des Internatslebens mit großer Anschaulichkeit vor Augen zu führen. Beide aber legen ein glänzendes Zeugniß

ab für den hingebenden Eifer, mit dem das Lehrercollegium seiner schwierigen, entsagungsvollen Aufgabe gerecht zu werden suchte, und für den wissenschaftlichen Geist, der hier wie dort lebendig war, im Dienst der Schule stand und doch eine über diese hinausreichende Bedeutung hatte. In den beiden stillen Landstädten entfaltete sich ein literarisches und gefelliges Leben von solcher Intensität, daß die Betheiligten immer dankbar der reichen Anregung und der außerordentlichen Menge an geistiger Nahrung gedenken werden, die ihnen dort geboten wurde. Und wie viele Beiträge verdanken doch unsere provinziellen Zeitschriften und gelehrten Vereine den Lehrern Birkenruhs und Jellins; wie manches selbständige Buch ist während dieser Zeit aus ihren Studienstuben hervorgegangen! Diese Thatsache bedarf aber um so höherer Anerkennung, als die Lehrer an den Landesgymnasien außer der eigentlichen Lehrthätigkeit ein beträchtliches Maß von Arbeitsleistung für ihre Pflichten dem Internat gegenüber aufzuwenden hatten. In geradezu vorzüglicher Weise hat Oberlehrer M. Böhm in dem Schlußbericht für Birkenruh das Internatsleben geschildert. Zwei durchaus instructive Artikel „Zur Entstehung und Entwicklung der Internatserziehung“ und „Ueber die Bedeutung der Internatserziehung“ leiten die „Erinnerungsbilder aus dem Internatsleben Birkenruhs“ ein. Wie frisch und wahr ist da alles erzählt, ohne Beschönigung auch das Mangelhafte aufgedeckt, aber doch dem Guten und Werthvollen sein Recht gelassen. Wenn uns Böhm erzählt, wie der officielle Sonnabendspaziergang unternommen wird, was die Jungen während des Winters für Kurzweil treiben, wie langweilig der Sonntag im Internat ist und noch einige andere Erinnerungsbilder vor uns aufrollt, so hören wir es dem Erzähler an, daß er Eigenerlebtes mit all seinen individuellen Zügen vorträgt; aber doch scheinen diese Erinnerungsbilder etwas Typisches an sich zu haben, und wir sind geneigt, was uns hier aus Birkenruh erzählt wird, mutatis mutandis auf Jellin zu übertragen und auch dort gelten zu lassen. Das Internat ist ein Nothbehelf, ein Lückenbüßer, der das Elternhaus niemals völlig ersetzen kann. Aber auch nur erträglich für den Zögling vermag das Internatsleben allein unter der Voraussetzung zu werden, daß alle Lehrer und Erzieher auf eigene Bequemlichkeit mehr oder weniger verzichten, selbst auf den ungestörten Genuß eigener Häuslichkeit. Ein Urtheil darüber, wie weit Birkenruh und Jellin dem Ideal der Internatserziehung nahe gekommen sind, läßt sich selbstredend den Schlußberichten nicht entnehmen; wären doch die Verfasser hier Richter in eigener Sache; auch könnte der Werth der Leistungen unserer Landesgymnasien doch nur durch einen Vergleich mit denen ähnlich organisirter Anstalten gemessen werden. Für die ehrlichen, hingebenden Bemühungen der Lehrer, über das Pflichtschuldige hinaus für die Zöglinge zu arbeiten, ihnen gute Unterhaltung zu bieten, ihre Interessen auch außerhalb

der eigentlichen Schulzeit auf Höheres zu richten und doch dem Bedürfnis nach Erholung und Abwechslung Rechnung zu tragen, dafür legen die „Anstaltschroniken“ ein rühmliches Zeugniß ab. Diese bieten ein Verzeichniß alles dessen, was, die Eintönigkeit des gewöhnlichen Alltagslebens unterbrechend, die Aufmerksamkeit und das Interesse von Lehrern und Schülern einigermaßen in Anspruch genommen hat, ein buntes Gemisch von musikalischen und dramatischen Aufführungen, von Vorträgen und Declamationen und gelegentlich außerordentlichen Vergnügungen. Es ist doch eine ganz erhebliche Zahl von geistigen Darbietungen außerhalb des Rahmens der ordentlichen Schularbeit, welche im Lauf der Jahre die Schüler ihren Lehrern zu verdanken gehabt haben und an denen in nicht wenigen Fällen auch zu der Schule nicht in directer Beziehung Stehende participiren durften. Hat doch die „Felliner Literarische Gesellschaft“, welcher wir einige durchaus beachtenswerthe Publicationen aus dem Gebiete der livländischen Geschichte verdanken, ganz eigentlich von dem Landesgymnasium gelebt.

Auf die Details des Anstaltslebens gehen wir nicht ein. Wer, um sich hierüber zu unterrichten, die Schlußberichte zur Hand nimmt, wird es gewiß nicht bereuen. Indessen bieten diese mehr als bloße Berichte. Es sind ihnen Beilagen zugegeben: Essays, wissenschaftliche Abhandlungen, Ergebnisse mannigfacher Forschungen. Es ist die letzte geistige Arbeit, welche die Lehrer der geliebten Stätte ihres Wirkens zuwenden durften. Auf den reichen Inhalt und den vielgestaltigen Genuß, den die Lectüre der Schlußberichte darbietet, soll im Folgenden noch hingewiesen werden.

Wenden wir uns zunächst dem Schlußbericht des felliner Gymnasiums zu. Th. v. Rieckhoff, Oberlehrer der deutschen Sprache, giebt einen Beitrag „Zur livländischen Gelegenheitsdichtung des 17. Jahrhunderts“. Das Material für eine erschöpfende Behandlung dieses Themas ist ein schier unermessliches. Denn die Gelegenheitsdichtung war ein Erwerbszweig so gut wie jeder andere; ihm wandten sich Berufene und Unberufene zu, wirkliche Dichter und elende Scribenten. Aus den unzähligen Gelegenheitsgedichten, welche in vielen Bänden die öffentlichen und privaten Bibliotheken unserer Provinzen füllen, führt Rieckhoff einige als Beispiele vor und skizzirt an ihnen die ganze Richtung. Die wenigsten Gedichte vermögen als solche den Leser auch nur im Geringsten zu interessiren; nur das kleine auf die Hochzeit Melchior Dreilings mit Elisabeth Samson verfaßte plattdeutsche Lied gefällt wegen seines ungesuchten volksthümlichen Tones. Und doch ist die Beschäftigung mit diesem Genre nicht ohne wissenschaftlichen Werth. Rieckhoff zeigt, wie wir für unsere Culturgeschichte manchen werthvollen Zug gerade diesen Dichtungen entnehmen können; vor allem aber sind die Gelegenheitsgedichte wieder ein Beweis für die enge geistige Verbindung

Fiolands mit dem Mutterlande, die weder durch die polnische noch schwedische Regierung gestört worden ist. Dieselben Unarten, Gewohnheiten, Spielereien, welche die Gelegenheitsdichtung Deutschlands im 17. und 18. Jahrhundert charakterisiren, finden wir auch hier wieder; dieselbe Mode, welche jeweilig im Mutterlande im Schwange war, beherrschte auch in der Colonie Inhalt und Form der dichterischen Production. Einen selbständigen wissenschaftlichen Werth haben einige estnische Gelegenheitsgedichte für die Kenntniß der estnischen Sprache, da sich in einigen derselben die ältesten Denkmäler der estnischen poetischen Literatur erhalten haben, die nach Rieckhoffs Urtheil auch auf dichterischen Reiz Anspruch zu machen berechtigt erscheinen. Auf drei dieser alten estnischen Gesänge ist in den Sitzungsberichten der Gelehrten Estnischen Gesellschaft für 1891 hingewiesen; ihre Zahl ist aber damit noch lange nicht erschöpft, und Rieckhoff theilt Proben aus fünf estnischen Gedichten mit, die den Jahren 1639—1642 angehören.

Der Oberlehrer der Geschichte, Ernst Seraphim, liefert als Beitrag zu den Beziehungen des Großen Kurfürsten zu Kurland Proben aus der Correspondenz desselben mit seiner Schwester, der Herzogin Louise Charlotte. Die Briefe sind in den Jahren 1647—1673 geschrieben. Was Seraphim aus denselben mittheilt, zeigt das herzliche Verhältniß des Großen Kurfürsten zur Schwester, die in alle die vielfachen politischen und häuslichen Sorgen des nach den verschiedensten Seiten in Anspruch genommenen Fürsten eingeweiht wird und sie offenbar mit verständnißvollem Interesse theilt. Wir nehmen wahr, wie es dem Kurfürsten augenscheinlich ein Bedürfniß war, mit der Herzogin frei von allem conventionellen Zwange zu verkehren. Darum ist uns Seraphims Arbeit auch als Beitrag zur Charakteristik des Kurfürsten willkommen.

Auf ein weit abliegendes Gebiet führt uns der folgende Aufsatz des Oberlehrers der russischen Sprache J. Dunzow: „*Marin Drždc. Ein dalmatinischer Dichter.*“ Der Höhepunkt seiner dichterischen Thätigkeit fällt in die Mitte des 16. Jahrhunderts. Besonders berühmt wurden seine Schäferspiele und Komödien; mit dem Inhalte einiger derselben macht uns Dunzows Arbeit bekannt.

Gleichsam ein Pendant zu Böhmns oben erwähnter Arbeit über die deutsche Internatserziehung ist der anziehende Aufsatz des Oberlehrers der französischen Sprache H. Kesselring: „*Aus dem englischen Schulleben.*“ Zum Theil auf Grund eigener Erfahrung schildert der Verfasser die merkwürdigen Schulverhältnisse des Inselreichs, welche die alle öffentlichen Verhältnisse Englands kennzeichnenden schroffen Gegensätze zwischen tief eingewurzelten Schäden und Mißbräuchen einerseits und äußerst gesunden lebenskräftigen Erscheinungen andererseits deutlich erkennen lassen. Der unverbrüchlich

conservative Sinn der Engländer, verbunden mit dem gegen jede Art von staatlichem Zwang sich auflehrenden Freiheitsinn, haben hier die allermerkwürdigsten Combinationen von Zügellosigkeit und althergebrachter Ordnung entstehen lassen. Böhm's Aufsatz über deutsche Internaterziehung und Kesselrings Mittheilungen sollten unmittelbar nach einander gelesen werden; der ganze Gegensatz deutscher und englischer Geistesrichtung und Charaktereigenthümlichkeit offenbart sich in der Verschiedenartigkeit der Schulverhältnisse. — L. Herbig, Lehrer der Naturgeschichte, beschreibt einen Schlangenanaler, den er selbst einige Zeit gefangen gehalten hat, eine Species, die in Livland zu den größten Seltenheiten gehört. — Den Beschluß bildet eine vorzüglich geschriebene Abhandlung „Ueber das Problem der menschlichen Willensfreiheit“ vom Oberlehrer der Mathematik N. v. Schulmann. Die Abhandlung ist aus dem Bedürfniß heraus geschrieben, den dem Verfasser durch unmittelbares Bewußtsein feststehenden Glauben an ein gewisses Maß menschlicher Willensfreiheit und eine nur durch diese gegebene sittliche Verantwortlichkeit vor der Vernunft zu rechtfertigen. Er thut es durch Auseinandersetzung mit entgegengesetzten Ansichten, in erster Linie durch Prüfung der dahin gehörigen Erörterungen in Spencers „Grundlagen der Philosophie“. Die Unmöglichkeit, die letzten Gründe alles Seins und Denkens zu erkennen, hebt die Gewißheit nicht auf, daß sich hinter ihnen eine Realität verberge, deren Wesen wir allerdings nicht zu erkennen vermögen. Aber an der Grenze des Erkennens beginnt der Glaube sowohl auf dem Gebiete der Religion wie der Philosophie. So ist auch die Thatsache, daß der Mensch ein Bewußtsein von der sittlichen Verantwortlichkeit seines Wollens und Thuns hat und zwischen verschiedenen Möglichkeiten, die sich seinem Handeln bieten, eine wählt, inmitten eines geordneten, nach gottgewollten Gesetzen sich entwickelnden Weltganzen ein Wunder, ein Geheimniß. Dieses zu ergründen, ist eine das menschliche Denken übersteigende Aufgabe, dem denkenden Geiste bleibt nur übrig, die Erfahrung von demselben mit den anderen Erfahrungen in Einklang zu bringen. Für Jeden, der auf demselben Boden einer positiven Weltanschauung steht, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, und seine Voraussetzungen theilt, wird es eine Freude sein, den Ausführungen desselben zu folgen und auch auf diesem Wege zu einer Festigung seiner sittlichen Ueberzeugungen zu gelangen.

Der Schlußbericht für Birkenruh, erschienen in der Häckerschen Buchdruckerei zu Riga, wird uns in sehr guter Ausstattung geboten. Die Bearbeitung des reichen Inhalts hat, soweit die einzelnen Abschnitte nicht besonders unterzeichnet sind, Dr. Fr. Bienemann, Oberlehrer der Geschichte, besorgt. Der Leser wird in alle Einzelheiten des Schul- und Internatslebens eingeführt; gerade die ausführliche und doch nirgends langweilige

Darlegung der birkenruher Schulverhältnisse wird diesem Berichte manche Freunde erworben haben und das Bedauern erhöhen, daß die Verfasser nunmehr dem Schauplatz einer Thätigkeit, für welche sie offenbar die rechten Kräfte waren, für immer entrückt sind. Denn haben auch manche derselben eine der früheren verwandte Beschäftigung gefunden — die Möglichkeit einer so vielseitigen ausgebreiteten Thätigkeit als Lehrer und Erzieher wird sich ihnen wohl schwerlich wieder bieten. Wenn wir uns gerade bei Besprechung des birkenruher Schlußberichts zu dieser Bemerkung gedrängt sehen, so erklärt sich das aus seinem Inhalt, der zum allergrößten Theile eben nur Birkenruh, sein Anstalts- und Schulleben zum Gegenstande hat, und auch die diesem Bericht nicht fehlenden Beigaben an selbständigen Arbeiten stehen bis auf einen in directem Zusammenhang mit birkenruher Schulleben. Daß wir keinen Grund haben, jenes oben ausgesprochene Bedauern nur auf die in Birkenruh thätig gewesenen Lehrkräfte zu beschränken, bedarf wohl keiner weiteren Ausführung.

Ueber die in den Text des eigentlichen Schulberichts aufgenommene Abhandlung W. Boehms: „Aus Vergangenheit und Gegenwart deutschen Internatslebens“ haben wir bereits vorhin berichtet. Eine hohe Stufe der Ausbildung hat das Musikleben Birkenruhs erreicht, dank dem Gewicht, welches der erste Director Koch, von dem überhaupt die ganze Organisation der Anstalt herrührt, auf dasselbe legte, und dem unentwegten Eifer, welchen der Musiklehrer R. Starke ihm widmete. Mit Recht bildet „Das musikalische Leben Birkenruhs“ von R. Starke ein besonderes Capitel des Berichts; den ausübenden Kräften, wie den Zuhörern wird die Lectüre dieser Musikchronik gewiß die freundlichsten Erinnerungen wecken; die Anstalt aber hatte einen Anspruch darauf, diese hervorragenden Leistungen, auf welche sie stolz sein darf, der Vergessenheit entrissen zu sehen.

Die Beilagen bringen an erster Stelle eine Arbeit von Oberlehrer L. Goerg: „Ueber Aufgabe und Bedeutung von Schulaufführungen“. Nach einem kurzen Rückblick auf die Geschichte der Schulaufführungen seit dem Mittelalter werden die von namhaften Pädagogen für und gegen Berechtigung und Nutzen derselben vorgebrachten Urtheile geprüft; das Resultat der sorgsam vergleichenden Abwägung entscheidet zu Gunsten derselben. Ausführlich wird dann über die Aufführung von Sophokles' *Nias* in Birkenruh am 10. und 11. Juni 1890 berichtet; die Gründe, welche die Wahl gerade dieses Stückes bestimmten, werden auseinandergesetzt, sowie die Vorbereitungen, die Inszenirung und der Gang der Aufführung selbst, die natürlich den Verhältnissen accommodirt werden mußte, eingehend beschrieben. Wir glauben, daß der Verfasser seinen ausgesprochenen Zweck, durch Darlegung der bei der *Nias*-Aufführung in Birkenruh gemachten Erfahrungen manchem Collegen

eine Handhabe bei ähnlichen Aufführungen zu bieten, vollkommen erreicht hat. — Sehr dankenswerth ist der Abdruck eines Vortrages „Die deutsche Emin-Pascha-Expedition des Dr. Peters“, den H. Sebald in einer der vom ersten Director eingeführten Abendunterhaltungen für seine Schüler gehalten hat. Die schlichte, anschauliche Erzählung trifft den Ton eines für junge Zuhörer berechneten Vortrages vortrefflich; die afrikanischen Verhältnisse, welche zur Expedition drängten, die Schwierigkeiten, welche zu überwinden waren, die Kämpfe mit den Eingeborenen, vor Allem die Persönlichkeit des Führers kommen gleicher Weise zu ihrem Rechte. Der Vortrag ist als Beispiel dessen, was in den Abendunterhaltungen geboten wurde, sehr geeignet, uns eine recht hohe Vorstellung von dem Werth und Nutzen dieser eigenartigen Veranstaltungen zu gewähren. — Zum Schluß erhalten wir eine Arbeit von Dr. Friedrich Bienemann: „Aus Jacob Johann Hastfers administrativer Praxis. Eine Skizze zur Geschichte Dorpats im XVII. Jahrhundert“. Die Stadt Dorpat hat seit der großen Katastrophe von 1558 bis in unser Jahrhundert hinein nur wenig gute Tage gesehen. Selten ist wohl eine Stadt von so viel schwerem äußeren Mißgeschick, Kriegsdrangsalen und Feuersbrünsten heimgesucht worden, wie Dorpat. Dem unverschuldeten Unglück ging in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. eine Zerrüttung der inneren Verhältnisse zur Seite, welche nicht zum geringsten Theil auf die kleinliche Streitsucht der Raths- und Bildenglieder und auf die Unfähigkeit der städtischen Verwaltung zurückzuführen ist. Im Anfang der neunziger Jahre des 17. Jahrhunderts läßt sich dagegen eine Wendung zum Besseren wahrnehmen, und Bienemann, der uns zunächst in die ganze Trostlosigkeit der öffentlichen Verhältnisse Dorpats einen Blick thun läßt, weist nach, wie die allmähliche Gesundung des ganzen städtischen Wesens ein Verdienst der rücksichtslosen Energie Johann Jakob Hastfers ist, die auf anderen Gebieten dem Lande so schwere Wunden schlug. Der Verfasser schöpft vornehmlich aus archivalischen Quellen: das dörptische Rathsarchiv, die deutschen Missiveregistranden des General-Gouvernements, die Collectaneen Joh. Kemmins sind hier an erster Stelle zu nennen. Die Arbeit ist wieder ein Beweis dafür, wie erfolgreich sich unsere Provinzialgeschichte nach den verschiedensten Richtungen hin durch stärkere Ausnutzung des archivalischen Quellenvorraths bearbeiten läßt.

* * *

Das eingangs genannte Werk des letzten Directors der revaler Domschule, Dr. Fr. Köhler, ist dem Landrath Arthur von zur Mühlen zum 25jährigen Jubiläum der Uebernahme des Präsidiums im Curatorium der

Domschule von den Curatoren, Lehrern und Schülern dargebracht worden. Einen „Beitrag zur Kenntniß der Pflege geistigen Lebens in Eßtland im Mittelalter“ nennt der Verfasser seine Arbeit. In Wahrheit handelt es sich nicht nur um einen Beitrag zu schon Bekanntem, in den Grundzügen Feststehendem, sondern um ganz neue Aufschlüsse. In der Einleitung weist Köhler darauf hin, daß die Publicationen aus der mittelalterlichen Geschichte unserer Provinzen mannigfaltige Belehrung über das öffentliche und private Leben bieten: über das, was wir allgemeine Bildung und ihre Pflege nennen, geben sie keinen Aufschluß. Was Eßtland betreffe, auf das sich die Ausführungen des Verfassers zunächst beschränken, so sei alles, was schriftstellerische Thätigkeit in den ersten Jahrhunderten der Colonisationsthätigkeit geschaffen hatte, ein Raub der Zeit geworden. Die Urkunden über Schulen betreffen fast nur Rechtsfragen; über das, was in ihnen getrieben wurde, sind wir bisher über die Vermuthung nicht hinausgekommen, daß es im Ganzen und Großen daselbe gewesen sei, wie in den verwandten Schulen des nördlichen Deutschland. Müssen wir nun auch zunächst auf Belehrung über die geistige Nahrung, welche in den Schulen geboten und im Lande selbst erzeugt wurde, verzichten, bis ein glücklicher Fund in einem unserer wenigen, auf das Mittelalter zurückreichenden Archive diese bietet, so macht uns das Buch Köhlers mit einer anderen Quelle bekannt, aus welcher der Durst nach Weisheit und Erkenntniß gestillt wurde. Köhler hat in zwei Manuscripten des revaler Rathssarchivs und einem des revaler Nikolaigymnasiums fremdländische und zwar vornehmlich französische Literaturerzeugnisse entdeckt, welche wahrscheinlich aus dem Cistercienserkloster zu Padis stammen, eine Vermuthung, für welche Köhler sehr beachtenswerthe Gründe anführt. Die Handschriften geben einen überraschenden Aufschluß darüber, „daß die mächtigen Wellen, welche die Kämpfe der neuen Ideen seit dem 11. Jahrhundert namentlich in Frankreich schlugen und alle umliegenden Länder überslutheten, direct bis zu uns gereicht haben“. Die Thatsache aber, daß diese mittelalterlichen Geistesproducte in einem doch emsig durchforschten Archive bisher unbekannt und unerkannt gelegen haben, giebt der Hoffnung neue Nahrung, daß sich noch manches andere Werthvolle finden lassen wird, an dessen Existenz Niemand zu glauben sich getraut. Auch eine nur oberflächliche Durchsicht von Köhlers Arbeit zeigt freilich, daß nur wenige Auserwählte zum Finden und Heben solcher Schätze berufen sind. Es ist ein erstaunlich reiches Rüstzeug an Scharfsinn und ausgebreiteter Gelehrsamkeit auf den Gebieten der mittelalterlichen Disciplinen: Paläographie, Latinität, Scholastik und Kirchengeschichte, das Köhler allein befähigt hat, nicht nur in den Codices selbst, sondern auch in ihren Umschlägen und den Zwischen- und Randbemerkungen das zu erkennen, was sie enthalten. Dem Unkundigen wäre es, abgesehen

von der Mühe, welche die Entzifferung der an Abbreviaturen reichen Handschriften verursachte, nie gelungen, die Provenienz der Handschriften, den Zweck, Charakter, ja mehrfach auch den Titel der in ihnen enthaltenen Werke, so sicher zu bestimmen, wie es Köhler trotz der nur unzureichenden Hilfsmittel gethan hat, über welche er in Reval verfügte.

Köhler weist auf die schon von Töppen¹ registrirte beachtenswerthe Thatsache hin, daß sich in der Lebensbeschreibung der hl. Dorothea von Marienwerder nur Citate aus französischen Mystikern finden, dagegen keine Anklänge an die deutsche Mystik. Die aus diesem Umstande zu folgernde Wahrscheinlichkeit, daß das in den Gebieten des Deutschen Ordens pulsirende Geistesleben eine starke Beeinflussung von Frankreich her erfahren hat, wird durch Köhlers Entdeckung zur Gewißheit erhoben. Wir erkennen die lebhaften Beziehungen, welche die estländischen Klöster zu Citeaux, Clairvaux und der Chartreuse, den weltberühmten Centren des Cistercienserordens, unterhielten. Diese aus Frankreich in den Norden gelangten Werke sind aber nicht etwa ein todter Bestandtheil der Klosterbibliotheken gewesen; es finden sich in den zahlreichen Randbemerkungen und Zusätzen vielmehr sichere Anzeichen dafür, daß sie gelesen und verstanden wurden, und somit den Zwecken, für welche sie geschrieben waren, der Belehrung und Erbauung, thatsächlich dienten.

Die erste der drei Handschriften enthält 1) einen moralisch-theologischen Tractat, 2) Predigten und Entwürfe zu solchen, 3) einen moralisch-allegorischen Tractat über das Auge. Als werthvollster Bestandtheil der Handschrift erweist sich wohl der erste, dem Köhler daher auch die eingehendste Bearbeitung zu Theil werden läßt. Der Verfasser kann nur ein französischer Cisterciensermönch aus dem Anfange des 13. Jahrhunderts gewesen sein; des Sultans Saladin Tod, der 1193 erfolgte, wird einmal erwähnt und bildet eine Grenze für die Zeitbestimmung nach unten; der terminus usque ad quem läßt sich mit gleicher Sicherheit nicht feststellen, allgemeine aus dem Charakter der Schrift und der Stellung des Verfassers zu den kirchlichen Verhältnissen sich ergebende Gründe sprechen für die angeführte Zeitgrenze. Zu diesen Gründen gehört die Wahrnehmung, daß sich keine Spur vom Mariendienst und dem Cultus der übrigen Heiligen im Tractat findet, ja, daß der Reliquiendienst sogar indirect verworfen wird und die Scholastik sich noch nicht breit macht. Es wird zugegeben werden müssen, wer solche Gründe zu erkennen und ins Feld zu führen vermag, muß über ein nicht gewöhnliches Maß von Kenntnissen auf dem Gebiete mittelalterlichen Geisteslebens verfügen, und in nicht minder glänzendem Lichte steht Köhlers Gelehrsamkeit da, wenn er die Berührungspunkte, welche dieser Tractat mit den Werken

¹ *Scriptores rer. Pruss.* II, 196.

anderer mittelalterlicher Theologen gemein hat, nachweist. Nur die Lückenhaftigkeit der gelehrten Literatur in Reval hat ihn verhindert, den Spuren des Verfassers noch weiter nachzuforschen. — Die Sprache weist viele altfranzösische Bestandtheile auf, die Köhler alle mittheilt. Mit größter Unbefangenheit hat der Verfasser in den lateinischen Text des Tractats diese der Volkssprache entstammenden Worte aufgenommen, offenbar in der Absicht, leicht und verständlich zu schreiben. Trotzdem bewegt sich der Romane auch in seinem Latein ganz auf heimischem Boden, im Gegensatz zu den lateinisch schreibenden Deutschen, denen die erlernte Sprache nie völlig in Fleisch und Blut übergeht. „Wie dem auch sein mag, jedenfalls hat der frische, naive Ton der Darstellung einen besonderen Reiz.“ Der Inhalt des Tractats ist ein überaus mannigfaltiger; in Vergleichen, Sentenzen und längeren Ausführungen werden eine große Menge sittlicher und religiöser Fragen berührt, wie sie dem Gedankenkreise eines mittelalterlichen Geistlichen in erster Linie, aber auch dem unter dem allmächtigen Einfluß der Kirche herangewachsenen Laien nahelagen. Aus den Zusätzen und Randbemerkungen geht hervor, daß der Tractat im Kloster für Predigtzwecke benutzt worden ist. Von einer vollständigen Herausgabe des Tractats hat Köhler zur Zeit noch absehen müssen; er scheint ihn aber derselben für werth zu halten, und nach den mitgetheilten Proben verdient er es wirklich, in vollem Umfange bekannt zu werden. Einige Abschnitte druckt Köhler lateinisch ab, andere hat er in vorzüglicher deutscher Uebersetzung wiedergegeben. Um der letzteren willen verdiente das Buch auch von solchen zur Hand genommen zu werden, deren Interessen eine Würdigung seines wissenschaftlichen Werthes ferne liegt oder die des Lateinischen nicht kundig sind. Allgemeine, zu allen Zeiten gültige Wahrheiten gewinnen immer einen neuen Reiz, wenn sie in dem besonderen Colorit einer bestimmten Zeit vorgetragen werden und von ganz individuellem Gepräge sind. Das aber ist es gerade, was den anspruchslosen Sätzen unseres unbekanntem Autors eine solche Anziehungskraft verleiht. Einige der kürzeren Sätze mögen hier angeführt werden:

Von der Geduld. Ein Mensch, der in diesem Leben ohne Geduld ist, ist wie Einer ohne Regenmantel zur Regenzeit. — Von der Buße. Der Wolf frisst keinen Zgel, der Hecht keinen Barsch wegen der Stacheln; so der Teufel die nicht, welche in der Rauheit des Lebens und der Buße stehen. — Von der übertriebenen Buße. Der in der Buße Maßlose gleicht dem, welcher einen Wurm vom Baume schütteln will und zugleich die Blüthe oder die Frucht sammt dem Wurme herabschüttelt, oder der Wäscherin, welche Tücher wäscht und sie zerreißt, indem sie sie mit Gewalt auf einen Stein schlägt. Wenn Einer, welcher Einem, der noch ein Jahr gelebt hätte, das Leben raubt, für einen Mörder gilt: wie viel mehr der, welcher durch über-

triebenes Fasten und Kasteien bewirkt, daß er 10 Jahre früher stirbt, als er sonst gestorben wäre. — Von der Armuth. Armuth ist ein Graben gegen den Teufel, den der Teufel auszufüllen eifrig bemüht ist. Aber Viele sind Thoren, weil sie dem Teufel den Graben ihrer Burg ausfüllen helfen. — Von der Freude. Der Teufel ist wie ein Weib, welches Fliegen fangen will. Sie bestreicht ihren Topf inwendig mit Milch; dann gehen die Fliegen hinein, und wenn eine Menge hineingegangen ist, schließt sie sie ein und zündet Feuer darunter an. So bietet der Teufel die Freuden der Sünde dar und fängt den Menschen durch die Einwilligung in die Sünde und bindet den Gefangenen durch Gewohnheit, dann schleppt er ihn ins Feuer der Hölle.

Neben der einfachen Anlage und der schlichten Sprache empfahl sich die Arbeit des Südländers dem nüchternen Nordländer durch die allem Nebelhaften und Verschwommenen abholde concrete Darstellung. Wir können diese nicht besser kennzeichnen, als wenn wir Köhlers Worten folgen: der Verfasser besaß das Vermögen, das Leben zu sehen, wie es ist, und es in scharf gezeichneten Bildern dem Leser vorzuführen. Phantasie und die Gabe charakteristischer Zeichnung spricht aus den zahlreichen Vergleichen, die er statt abstracter Deductionen als Beweise einflischt. . . . Er findet seine Vergleiche im Gebirge, auf dem Felde, im Obst- und Weingarten, im Walde, auf dem Meere, in der Stadt, auf dem Markt; in den Palästen der Fürsten und Reichen, auf der Ritterburg, im Bauernhause, im Kloster, in der Schule, in der Gerichtshalle, im Kaufladen, in der Schenke, auf der Landstraße, auf dem Volksfeste, bei der Hochzeit, der Belagerung, dem Turnier. Wir sehen die Spieler beim Schach- und Würfelspiel, die Bauern zum Markt ziehen, die Bettler und Vagabunden an den Hecken, einen Volksauflauf in Paris. . . . Ueberall ist der Anonymus zu Hause. Er zeigt uns den Schmied als Pferddoctor, den Goldarbeiter bei der Arbeit, die Bauernfrau, wie sie Käse macht, den Kürschner, der Bauern preßt, die Wäscherinnen am Fluß, wie sie nach französischem Brauche die Wäsche schlagen, in der Schule am Sonnabend große Wochenrepetition mit obligaten Schlägen.

So hat denn dieses eigenartige Erzeugniß des mittelalterlichen Klosterbruders neben seiner Bedeutung für die Erkenntniß dessen, was in unseren Klöstern gelesen wurde, einen selbständigen literarischen Werth.

Einen so fesselnden, allgemein verständlichen Inhalt wie der Tractat haben die übrigen von Köhler entdeckten und beschriebenen Stücke nicht; sie sind von schwererem Kaliber, werden aber den Kenner mittelalterlicher Gelehrsamkeit im höchsten Grade interessieren. Die Predigten und Predigtentwürfe gehören der lateinischen Kunstpredigt der Scholastik an, deren Blüthe von 1200 bis 1350 reicht. „Nur der dialektisch Geschulte und über die Bildung

seiner Zeit Verfügende," urtheilt Köhler, „konnte diesen streng logischen Dispositionen mit ihren Ketten von Haupt- und Untertheilen, an die sich oft weitere Unterabtheilungen anschließen, folgen und an ihnen sich erfreuen. Dürfen wir von ihnen auf die Leser und Hörer in einem estländischen Kloster zurückschließen, so müssen das hochgebildete Leute gewesen sein.“ — Das dritte Stück desselben Manuscripts, der Tractat de oculo morali, wie sein Titel möglicherweise gelautet hat, ist im Gegensatz zu dem in den Predigten vorwiegenden scholastischen Element ein Repräsentant mystischer Ethik, der trotz seines mangelhaften Textes reichliche Spuren einer ausgiebigen Benutzung aufweist.

Der zweite Codex des revaler Stadtarchivs, den Köhler beschreibt, hat denselben Einband wie der vorige; er wird also aus demselben Kloster stammen. Die 69 Blätter desselben enthalten an erster Stelle eine für den praktischen Gebrauch der Geistlichen verfaßte Auseinandersetzung über die Messe (*ordo missae*), welche keinen Geringeren als den Papst Innocenz III. zum Verfasser hat. Von der Existenz dieses Werkes ist bisher nichts bekannt gewesen. Das zweite Stück des Codex erweist sich als das 4. Buch der Sentenzen des Petrus Lombardus († 1164 als Bischof von Paris), welche bis in die Reformationszeit hinein ein klassisches Ansehen behaupteten. Der revaler Codex giebt eine kürzere Fassung, die aber von einem anderen bekannt gewordenen Auszuge doch abweicht. Auf den unteren Rändern der die Sentenzen enthaltenden Blätter finden sich eine Menge lateinische Verse mannigfachen Inhalts, in der Mehrzahl ernst, lehrhaft, dazwischen voll ausgelassener Laune. Köhler hat in ihnen Stücke einer über weite Länder verbreiteten, neuerdings erst näher beachteten mittelalterlichen Dichtungsart erkannt, sogenannte Vaganten. Der revaler Codex bietet sie in selten correcter Form. Köhler theilt 67 solcher Gedichte mit, deren Verständniß durch nachträglich gegebene Anmerkungen erleichtert wird. — Endlich verdienen auch die am Anfang und am Ende des Codex eingeklebten Schutzblätter, die stark abgenutzt erscheinen, die höchste Beachtung; denn sie stammen aus dem Doctrinale des Alexander de Villa dei, einer Versification der gesammten lateinischen Grammatik. Das weit verbreitete Buch hat demnach auch bei uns dem lateinischen Unterricht gedient.

Zum Schluß führt Köhler aus einer Handschrift des revaler Nikolai-Gymnasiums mehrere scholastische Arbeiten an und macht auch auf eine Handschrift botanischen Inhalts aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts aufmerksam. Die Cistercienser waren eifrige Landwirthe und Gärtner. Es liegt nahe, auch das botanische Buch als Bestandtheil ihrer Bibliothek zu denken.

In erwünschtester Weise beleuchten die Resultate von Köhlers Ent-

deckungen und Forschungen die stille Culturarbeit der Cistercienser in unseren Landen. Was bisher nur aus dem Charakter und den Aufgaben dieses Ordens in allgemeinen Umrissen gemuthmaßt werden konnte, hat greifbare Gestalt, bestimmte Züge, erkennbaren Inhalt gewonnen.

Director Köhler hat durch seine Arbeit mit einem Schlage eine feste Stellung unter den Erforschern unserer Vergangenheit erobert. Eine zweite Arbeit über unsere mittelalterlichen Schulen stellt er in Aussicht, und das giebt uns die Zuversicht, daß sein Scheiden aus Reval nicht auch zugleich für die livländische Geschichte den Verlust einer hervorragenden wissenschaftlichen Kraft bedeutet.

Länger, als ursprünglich beabsichtigt war, hat der Leser bei den Abschiedsgrüßen der Landesgymnasien verweilen müssen. Das Interesse, welches der Gegenstand für den Referenten hatte und das er auch bei dem Leser voraussetzen dürfte, hat ihm die Anzeige dieser letzten Lebensäußerungen von vier großen Bildungsstätten, die sich auf alle drei Provinzen vertheilten, unter der Hand anschwellen lassen. Das mag ihm zur Rechtfertigung oder Entschuldigung dienen.

Dr. Alexander Bergengrün.





Jugendbriefe R. E. v. Baers an Woldemar v. Ditmar.

Vortrag, gehalten am 19. Februar 1893 zur Feier des 101. Geburtstages
R. E. v. Baers¹.

Vor etwa einem Jahre wurde mir von dem inzwischen verstorbenen Herrn Carl v. Ditmar-Kerro, meinem hochverehrten Freunde, eine Kiste mit Brieffschaften und Papieren aller Art zur Durchsicht und eventueller literarischer Verwerthung übergeben, welche, aus dem Nachlaß seines Vaters, des i. J. 1826 verstorbenen Herrn Woldemar v. Ditmar, stammend, mehr als 6 Decennien auf dem v. Ditmarschen Gute fast unberührt in der Verborgenheit geruht hatte. Es würde mich zu weit führen, wenn ich den vielseitig reichen Inhalt dieser Hinterlassenschaft charakterisiren wollte; nur auf einen kleinen Theil der Sammlung möchte ich mir erlauben, heute Ihre Aufmerksamkeit zu lenken, da derselbe in nächster Beziehung zu dem großen baltischen Naturforscher steht, dessen 101. Geburtstag wir heute festlich begehen. Es sind dies Jugendbriefe R. E. v. Baers an Woldemar v. Ditmar, seinen Universitätskameraden, und einige sonstige von Baer stammende oder auf ihn sich beziehende Papiere. Die Briefe stammen aus einer der wichtigsten und fruchtreichsten Perioden von Baers Leben, der von ihm in seiner Selbstbiographie so anziehend geschilderten Würzburger Studienzeit und den darauf folgenden Jahren bis in die erste Königsberger Zeit hinein. Es war die Wendezeit des Genius, in welcher er die Anregung zu seinen wichtigsten Forschungen erhielt, und persönliche Aeußerungen von ihm aus dieser Zeit dürfen unter allen Umständen ein Interesse beanspruchen.

¹ Der Geburtstag Baers fällt bekanntlich auf den 17. Februar; die Feier desselben mußte jedoch in diesem Jahre verschoben werden, da am 17. Februar gerade Fuß- und Bettag war.

Zunächst ein paar Worte über den Jugendfreund, an den die Briefe gerichtet sind.

Woldemar Friedrich Karl v. Ditmar, geb. in Livland am 8. August d. J. 1795, studirte in den Jahren 1812—15 an der Universität Dorpat Jurisprudenz, ging dann für die Jahre 1816—18 zu weiterer Ausbildung nach Deutschland und hielt sich namentlich in Berlin und Heidelberg auf. In Berlin trat er mit der bekannten damals dort lebenden Reichsgräfin Elisa v. d. Recke und dem Dichter Tiege in ein intimes Freundschaftsverhältniß, das den reichsten Inhalt seines leider allzu kurzen Lebens auszumachen bestimmt war. Elisa, die schon alternde edle und geistvolle Frau, nahm dem jugendlich-feurigen Ditmar gegenüber bald eine mütterliche Stellung ein. Sie pflegt ihn in ihren Briefen „Sohn meines Herzens“ zu nennen, er redet sie „innigst geliebte und verehrte Mama“ an. Durch Elisa und Tiege kommt Ditmar schon in Berlin in Beziehung mit einer ganzen Menge literarischer Größen. Aus den zahlreichen an ihn gerichteten Briefen gewinnt man den Eindruck, daß er von Allen geliebt wurde, mit denen er in Beziehung trat; daß ihm überall die Herzen zuflogen. In der darauf folgenden Heidelberger Periode sind es besonders Jean Paul und Joh. Heinr. Voß, denen er sich in warmer Verehrung anschließt und die auch ihn augenscheinlich sehr lieb gewonnen haben. Die Herzogin Dorothea von Kurland, Johanna Schopenhauer, Fouqué nenne ich nur im Vorübergehen. Im Jahre 1818 kehrte Ditmar in die Heimath zurück, habilitirte sich in Dorpat als Privatdocent, gab diese Stellung aber schon im folgenden Jahre wieder auf. Er wurde Kreisgerichtsaffessor in Tselin, starb aber leider schon am 12. Nov. 1826 auf dem väterlichen Gute Jennern, die junge Gattin und den in der ersten Kindheit stehenden einzigen Sohn zurücklassend.

In Heidelberg hatte Ditmar seine erste literarische Arbeit, die Dissertation «Disquisitio de origine nominis Livoniae» (Heid. 1816) herausgegeben. Es folgten die „Poesieen der Ehten“ (in Rosenplänters Beiträgen IV, 134—165; die „Nachricht von den in Kurland lebenden Kreewinen“ (Intelligenzblatt d. Heidelb. Jahrb. 1817 Nr. VI, 61—71), und endlich die Dissertation pro venia legendi, mit deren langem lateinischen Titel ich Sie verschonen will¹. An der Herausgabe weiterer Arbeiten hat ihn sein früherer Tod behindert.

¹ De praecipuis fontibus juris provincialis Livonici campestris ab archiepiscopis et magistris Livoniae, necnon a regibus Poloniae et Sueciae originem ducentibus Diss. jur.-hist. lit. pro venia legendi. Part. I. M. u. d. T. Observationes generales in Livonicas leges domesticas et receptas peregrinas. Dorpati 1818.

Woldemar v. Ditmar hatte sich mit dem um 3 Jahre älteren R. E. v. Baer während seiner Studienzeit auf der Universität Dorpat (1812—15) befreundet, und insbesondere verband die beiden Jünglinge das gemeinsame lebhafteste Interesse an der Botanik. Darauf kommt Baer in seinen Briefen später wiederholentlich zurück und gedenkt dessen, wie wir sehen werden, auch noch in seiner Selbstbiographie. Bei Baer als Naturforscher ist dies Interesse sehr erklärlich, bei Ditmar, dem Juristen, legt es Zeugniß ab für das vielseitige Interesse, welches auch sowohl seine hinterlassenen Papiere wie seine umfangreiche Naturaliensammlung bekunden; von dieser letzteren sind allerdings leider nach der Mittheilung des Sohnes nur traurige Reste übrig.

Ein Denkmal der gemeinsamen botanischen Studien der beiden jungen Studenten Baer und Ditmar liegt vor uns in mehreren bescheidenen Heften, die den Titel tragen: „Verzeichniß der Livländischen Flora. Angefertigt von C. B. und W. D. Dorpat 1813.“ Also der Versuch oder doch der Anfang einer Flora Livonica. Seine Würdigung muß ich Berufeneren überlassen.

In Ditmars Stammbuch finden sich folgende, von Baer offenbar beim Abschiede aus Dorpat geschriebene Zeilen, die ebenfalls dieser gemeinsamen Studien gedenken:

„Zum Abschiede mag noch diese Zeile Dir ein herzliches Lebewohl wünschen. Mehr bedarf es ja nicht zwischen Freunden, die so viel frohe Stunden mit einander verlebt als wir. Gepriesen sei Florens Tempel! Wenn Du wieder einmal auf vaterländischen Fluren die Kinder des Frühlings begrüßt, so denke Deines Freundes

C. v. Baer,
Dr. med. »

Ich kann von der Dorpater Zeit der beiden Freunde nicht Abschied nehmen, ohne noch eines merkwürdigen Documentes zu gedenken, das uns den jungen Baer als Dichter zeigt, und zwar ganz im Geist und Stile jener Zeit. Napoleon I. war bei Leipzig geschlagen, Paris von den Verbündeten besetzt worden; der Ruhm Alexanders I. von Rußland erfüllte die Welt. Um den Sieg und den neugeschlossenen Frieden zu feiern, fand ein großes Fest der Studenten auf einem öffentlichen Plage statt, und Baer war es, der für diese Feier ein Lied dichtete, das nach der Melodie: „Setz Euch, Brüder, in die Runde“ gesungen wurde. Es lautet:

1. Dankt dem Ew'gen, der gerichtet
Unsrer Feinde Frevelthat!
Frankreichs Heere sind vernichtet,
Rußlands Adler aufgerichtet
In der stolzen Seine-Stadt,

Chor: Zu dem blauen Himmel töne
 Unser heißer Dank empor!
 Jubelt, Rußlands brave Söhne,
 Jubelt im vereinten Chor!

2. Preiset Ihn, vor dessen Blicken
 Sich die Tyranny verkriecht,
 Der die Feinde durch Beglücken,
 Durch der Völker Hoch-Entzücken,
 Nicht durch Furcht und Schreck bestieg!

Chor: Von des Ebro stolzen Fluthen
 Bis zum Ob und Anadir
 Danken alle Edlen, Guten,
 Kaiser Alexander, Dir!

3. Ungern schmückst Du Deinen Degen
 Mit des Lorbeers stolzem Grün,
 Gern wirst Du ihn niederlegen,
 Mit des Delzweigs reichem Segen
 Heim in's Land der Russen zieh'n.

Chor: Kehr' zu Deinen Kindern wieder,
 Zu den Russen keh'r' zurück!
 Dann erschallen Jubellieder,
 Preisen unser hohes Glück.

4. Auch den Schützern in Gefahren
 Wird' ein volles Glas geleert,
 Die bei Leipzig Sieger waren,
 Vor Paris die Franken-Schaaren
 Wahren Heldensinn gelehrt!

Chor: Euer Blut und Euer Leben
 Waget Ihr für's Vaterland!
 Eurem Beispiel nachzustreben,
 Reichen wir uns hier die Hand¹.

Darunter steht deutlich von Baers Hand geschrieben: «enucleavit Baer», d. h. ausgetiftelt hat es Baer. Wir sehen aus diesem Gedicht, daß der jugendliche Baer ein begeisterter Patriot war. Daß er bisweilen zum Dichter wurde, ist uns ja auch aus seiner späteren Lebenszeit wohlbekannt. Auch die Unterschrift scheint mir charakteristisch. Ein Anderer

¹ Das Gedicht ist übrigens schon damals abgedruckt in der „Dorpat'schen Zeitung“, 3. April 1814, und findet sich wieder abgedruckt in Stiebas Biographie Baers S. 27.

hätte vielleicht fecit geschrieben; Baer ist immer, wenn er sich gehen lassen kann, zu einer humoristischen Wendung geneigt.

Es folgen nun die Jahre, während deren Ditmar und Baer sich in Deutschland aufhalten. Aus dieser Zeit (1816—18) liegen 6 Briefe von Baer vor, die ersten 4 aus Würzburg geschrieben, die letzten 2 aus Berlin. Die Dorpater Universitätskameraden, die damals in größeren oder kleineren Colonien in Berlin, Jena, Heidelberg, Würzburg, Göttingen saßen, hielten gut zusammen, wie das aus Baers Schilderung in der Selbstbiographie und namentlich auch aus den hierüber viel bietenden Ditmarschen Papieren und Brieffschaften hervorgeht. Bei Baer und Ditmar, die schon in Dorpat enger verbunden gewesen, war dies besonders der Fall.

Was mir in Baers Briefen aus dieser Zeit, in welcher er doch sehr ernstern Studien mit viel Erfolg oblag, besonders charakteristisch und interessant scheint, das ist die übersprudelnde Lebenslust, die aus denselben spricht, eine oft geradezu ausgelassene Fröhlichkeit, mit immer und überall hervorbrechendem Witz und Humor, Eigenschaften, die ihm ja bekanntlich in hohem Grade eigen waren. Hier hören wir einmal den „alten Baer“ als „jungen Baer“ sprechen, und das hat seinen eigenen Reiz. Der „alte Baer“ ist uns Allen wohlbekannt, von dem „jungen Baer“ haben wir bisher, glaube ich, nur das gewußt, was der alte von ihm viele Jahre später erzählt. Hier hören wir ihn selbst.

In keinem der Briefe redet er den Freund mit seinem Namen an. Er nennt ihn Carissime, Carorum Carissime, Kallis söber, Armas wend — und sich selbst mit Vorliebe Ursinus. Neben viel jugendlicher Heiterkeit, die den Eindruck hinterläßt, daß sich Baer in jener Periode seines Lebens recht von Herzen wohl gefühlt haben muß, finden wir auch manch ernsthaftes und geistig bedeutendes Wort. Interessant ist es, den Stil und Ton der Ditmarschen Briefe mit denen Baers zu vergleichen. Ditmars Briefe, namentlich diejenigen an Elise v. d. Necke, sind durchaus in dem Stile der Empfindsamkeitsperiode geschrieben, während die Briefe Baers auch nicht die geringste Spur davon zeigen. Ditmar erscheint in seinem gesammten Denken und Empfinden als zugehörig zu jener Zeit, die unsere große Nationalliteratur hervorbrachte, er gehört in den Ausgang jener Entwicklung; Baer steht da als Bürger einer neuen Zeit, der großen Periode der Wissenschaft.

Der erste Brief Baers lautet:

Würzburg, 17. Juni 1816.

Carissime!

Das Bedürfniß mit Dir wieder einmal zu plaudern, ist bei mir so lebhaft geworden, daß ich mich nicht enthalten kann, einige Zeilen Dir zu schreiben, ungeachtet der Möglichkeit, ja fast Wahrscheinlichkeit, daß sie verloren

gehen, da ich Deine Adresse nicht kenne¹. Indessen will ich mein Brieflein in die Welt wandern lassen in der Hoffnung, daß es endlich die rechte Thür findet, wenn es auch öfters an falschen anklopfen sollte.

Gestern haben wir aus Göttingen die schrecklichsten Nachrichten erfahren. Schwarzhoff ist als das unglückliche Opfer von landsmannschaftlichem Streit geblieben. Da in Heidelberg ohne Zweifel die Unglückspost auch schon angekommen, so kann ich um so eher über diese Begebenheit schweigen, an die ich ohne Grausen nicht denken kann, so wenig ich auch Schwarzhoff gekannt habe.

Um zu angenehmeren Gegenständen überzugehen, wollen wir in Florens Haine flüchten. So viel meine vielen med(icinischen) Arbeiten es erlauben, huldige ich dieser Göttin. Excursionen habe ich zwar nicht übermäßig viel gemacht, desto wichtiger ist mir die genaue Bekanntschaft mit dem Dr. Nees v. Esenbeck, der hier 4 Stunden von Würzburg in dem Dorfe Rickartshausen wohnt². Du wirst vielleicht das neue kostbare Werk über die Schwämme, das er herausgegeben hat, kennen. Sein Umgang ist äußerst belehrend, und was mir das Liebste ist, er ist nicht bloßer Nomenclator, sondern Naturforscher im eigentlichen Sinne des Wortes — dabei theilt er sich sehr gern mit. Solltest Du einmal Zeit haben von Heidelberg aus eine Streiferei nach Würzburg vorzunehmen, so würde ich Dich mit ihm bekannt machen und Du solltest dann gewiß die Zeit Dir nicht Leid thun lassen. Nach Beendigung des Semesters, denn jetzt ist keine Zeit dazu, denke ich unter seiner Anleitung mich auch auf Cryptogamie zu legen. — Solltest Du vielleicht zufällig Grindel oder den Weinmannschen Katalog bei Dir haben, so sey so gut (bei sich treffender Gelegenheit) sie mir u übersenden. Nees will sie kennen lernen.

Pander hat eine Arbeit vorgenommen, die ihm und dem Vaterlande hoffentlich Ehre machen soll. Daß er den Sommer über in Würzburg bleibt, setze ich als Dir bekannt voraus. Er war mit einigen Freunden, d. h. mit den treuesten geränderten Freunden hergekommen. Da er und ich ziemlich viel Collegia hören, so sind wir ziemlich schnell damit fertig geworden, diese Freunde anzubringen. Pander wird binnen 8—14 Tagen zu seiner Unternehmung einige goldene Ludwige brauchen. Da ich ihm nun 4 solche Canaillen schuldig bin, und meine gelben Freunde mich bis auf einige weiße so ziemlich verlassen haben, so wende ich mich in Erinnerung an unser letztes Gespräch in Würzburg an Dich, und klopfe an Deinen Beutel an, ob er

¹ Der Brief ist adressirt: S. Hochwohlgeboren dem Herrn W. v. Ditmar, Doctor der Philosophie aus Biesland in Heidelberg. Abzugeben beim Hrn. Pedellen der Universität.

² Ueber Nees vgl. Baers Selbstbiographie S. 201 ff.

hohl oder voll klingt. Klingt er voll, so laß 4 Ludwige herüberrollen; klingt er leer, so lasse es bleiben. Im Ernst, meine dringende, fast möchte ich sagen befehlende Bitte ist, im Fall Deine Kasse an Auszehrung leidet, nur ja nicht nach Deiner Gutherzigkeit Dich zu entblößen, oder gar von andern zu leihen und Lärm zu machen, denn Panders Unternehmen läßt sich auch wohl 14 Tage aufschieben und in 4 Wochen müssen wir selbst neue Holländer haben, da wir beide schon vor einigen Wochen geschrieben haben.

Parrot ist mit einem Stock in der Hand und ein Wachstaffbandel (?) in der Tasche nach Italien gegangen. Fowelin treibt sich auch schon dort herum. Poorten sitzt in Wiesbaden und kann nicht weiter, weil ihn seine Freunde verlassen haben — die gelben und weißen. — — Grüße den Kirchenpapa Knüppfer, Kieselmann, Kolb &c. &c. — —

Semper tuus Ursinus.

Man sieht aus diesem Briefe recht deutlich, wie die beiden jugendlichen Freunde Pander und Baer darauf brennen, das wichtige Unternehmen, welches sie beide zu berühmten Männern machen sollte¹, unverzüglich in Angriff zu nehmen. Wir hören darüber Näheres in dem folgenden Briefe von Baer, der wohl als der interessanteste in dieser Serie bezeichnet werden darf.

Würzburg, 10. Jul. 1816.

Carissime!

Du hast mich ganz auf Deiner Seite, wenn Du auf den Ursinum schimpfst, daß er Dir nicht früher geantwortet. Zwar giebt Ursinus vor, er habe gewisse Briefe aus Rußland abwarten wollen, um alles zugleich zu berichten, aber er hätte doch zum Henker wenigstens die Ankunft von Deinem inhaltsreichen Briefe melden können. Das war auf jeden Fall unverzeihlich.

An dem Eifer, mit dem Du meine Bitte nicht nur erfüllt, sondern auch überfüllt, d. h. überschritten hast, habe ich den alten Ditmar wieder erkannt. Nimm von meinem Dank eine beliebige Quantität und salze ihn ein, damit er sich recht lange hält. Da Du viel Interesse an Panders Arbeit nimmst, so kann ich nicht umhin, Dich mit ihr bekannt zu machen, obgleich Pander es nicht will. Nun passe aber auf! In der ganzen Naturlehre ist kein Punkt so wichtig, als die Bildung eines Organismus aus einer Grundmasse, darin muß der Schlüssel für die ganze Physiologie und Biologie liegen. Für die niederen Organismen kann man diese Bildung in der Entstehung der Infusionsthierchen und der Algen untersuchen. Für die höheren Thiere aber ist nur die Geschichte des bebrüteten Eies dem Forscher zugänglich. Dieses ist nun zwar schon oft genug untersucht, man ist aber

¹ Die künstliche Bebrütung von Eiern in größerem Maßstabe und das Studium der Entwicklung des Hühnchens im Ei.

zum Theil von vorgefaßten Ideen ausgegangen, namentlich in der tollen Evolutionstheorie, zum Theil hat man seine Aufmerksamkeit nur der Entwicklung einzelner Theile gewidmet wie Wolff. Kupfer hat aber außer Malpighi im 17. Jahrhundert niemand über diesen Gegenstand herausgegeben. Es ist aber ohne Kupfer die ganze Sache dem Leser kaum verständlich. Jetzt hat sich nun Pander entschlossen, die Entwicklungsgeschichte des bebrüteten Eies zu untersuchen und mit Kupfern herauszugeben, vielleicht als Dissertation, vielleicht auch als eigenes Werk. Um Eier in Menge zu haben, sind zwei Maschinen verfertigt, in denen unter Döllingers Leitung durch künstliche Wärme Eier ausgebrütet werden. Ein eigener Zeichner und Kupferstecher ist in Sold genommen, und so ist Pander auf dem Wege sich einen Lorbeerkranz von Eierschalen um die Stirn zu winden. Ich bin stolz darauf, ein Hauptstimulator zu diesem Unternehmen gewesen zu seyn. Doch ()¹ bis alles fertig ist.

Schreibe mir doch, wann Du in die Schweiz zu reisen gedenkst. Da jetzt so häufig Meteorsteine vom Himmel fallen, so hoffe ich immer noch, daß der liebe Mond oder sonst ein fideles Himmelsbewohner ein Stück Gold auf die Erde wirft, und da habe ich mir denn fest vorgenommen, diesen Goldklumpen zu finden, und wozu sollte ich ihn lieber anwenden als mit Dir die Schweiz zu durchreisen.

Daß Du in Deiner Dissertation hinter meinem Namen außer dem Carissimus, der mir auf jeden Fall erfreulich ist, noch ein Paar andere issimus angehängt, ist mir sehr unlieb und mehr noch um Deinetwillen als meinetwegen. Wer Deine Dissertation liest und, wie ich hoffe, durch die Gründlichkeit der Arbeit interessiert wird, der wird des Lächelns sich nicht enthalten können, wenn neben Männern und Werken von entschiedenem Werthe ein junger Dissertationenschreiber als ingeniosissimus u. herausgehoben wird. Du siehst wohl, wie Deine eigene Arbeit dadurch an Werth verliert. Ferner hatte ich mich wirklich schon darauf gefreut, Dein Buch allen, die sich (für) Viefland interessiren, zu zeigen, als Sporn zu ähnlichen vaterländischen Bemühungen. Jenes unselige ingeniosissimus muß mich jetzt aber ganz lähmen. Mancher könnte gar glauben, ich selbst hätte es mir ausgedenkt, die bunten Lappen mir anzuhängen. Ich bitte Dich daher recht nachdrücklich, wenn es noch Zeit ist, jene Unbesonnenheit (sit venia verbo), zu der Dich Deine Liebe zu mir verleitet, zu verbessern.

Hast Du schon gelesen, daß das neue Werk von Hezel in einer Literaturzeitung heftig mitgenommen ist? Parrot jun. ist gen Italien gezogen. Bergmann kannst Du sagen, daß Pander den ganzen August und wohl noch

¹ An dieser Stelle ist ein Kopf gezeichnet mit einer Hand, die die Lippen berührt, augenscheinlich „Schweigen“ bedeutend.

länger in Würzburg seyn wird. Du hast mir Männer von Gewicht genannt, mit denen Du bekannt bist. Wie kommt es aber, daß Schelver nicht unter diesen ist? Suche doch à tout prix den Umgang mit diesem geistreichen Naturforscher. Benutze, lerne ihn auswendig, und sauge Dich voll an dieser Fülle von tiefen Blicken in die Natur.

(Es folgen einige Zeilen von der Hand des inzwischen in W. eingetroffenen Bergmann, datirt vom folgenden Tage:)

D. 11. Jul.

Gestern abend bin ich hier eingetroffen, nach glücklich zurückgelegter Reise, und für diesen Augenblick kann ich Dir nur sagen, daß es mir ausnehmend wohl hier gefällt und daß ich bis zum Sonntag hier bleibe: Baer und Pander habe ich bis jetzt bloß gesprochen: beide befinden sich wohl, bei letzterem wohne ich. Grüße herzlich unsre Landsleute im Stern und lebe so lange recht wohl als bis ich Dir wieder und zwar mehr schreibe.

Dein Bergmann.

Baer fürchtet den Brief noch länger liegen zu lassen, wenn er ihn nicht gleich absendet: deshalb so wenig.

Ewig Dein B.

(Darauf folgt noch ein Postscript von Baer:)

Unter die Worte unfres Viefländischen Humboldt nur noch meinen herzlichen Gruß. Einkliegende *Conserva cristata*¹ nimm als Andenken und zugleich als Beweis, daß ich mich auch etwas mit der Cryptogamie beschäftige.

Ursinus.

Die erste Hälfte dieses Briefes ist unstreitig die interessantere. Wir hören den jungen Forscher in einem sonst durchaus mit ganz studentischem Humor geschriebenen Brief mit der vollen Wärme des Enthusiasmus von dem wissenschaftlichen Unternehmen reden, das seine Erwartungen durchaus rechtfertigen sollte. Er hat die weittragende Bedeutung desselben vollständig erfaßt, sagt den großen Erfolg voraus, läßt die ganze Ehre des Unternehmens dabei Pander, und beansprucht für sich nur das Verdienst eines Stimulators. — Die darauf folgende Aeußerung bezüglich der ihm von Ditmar in seiner Dissertation beigelegten Epitheta geht in der Bescheidenheit unstreitig viel zu weit; besonders wenn man in Betracht zieht, wie splendid der lateinische Stil mit dergl. Epithetis zu sein pflegt, und wie wenig in der Regel dahinter steckt. Daß ein Mann wie Baer, wenn auch im Beginn seiner Laufbahn, sich so ängstlich gegen die Bezeichnung als ingeniosissimus sträubt, ist fast seltsam, und nur durch eine ganz außergewöhnliche Bescheidenheit erklärbar. Er ist dem Freunde ganz ernstlich böse wegen dieser

¹ Das Papierstück mit der darauf geklebten *Conserva* liegt noch in dem Briefe.

Bezeichnung, wir alle aber wissen sehr wohl, daß Ditmar vollkommen Recht hatte, wenn er den jungen Baer einen *vir ingeniosissimus* nannte. Die Sache ist aber sehr charakteristisch für Baer wie für Ditmar, und leider liegt hier ein Keim, der für das schöne Freundschaftsverhältniß der beiden jungen Männer verhängnißvoll werden sollte, wie wir späterhin sehen werden.

Der nächste Brief Baers lautet:

Würzburg, den 20. August 1816,
nach durchwachter Nacht.

СТАВА ТЕБѢ ГОСПОДИ!

Endlich hat das Vaterland seine Goldgruben aufgethan, und wenn auch das Häuflein der Holländer, das herüber gewallfahrtet ist, so unbedeutend sich ausnimmt wie die Revue der ganzen Landmacht des Fürstenthums Pfenburg, oder wie das Landstürmchen der Duodezgrasschaft Erbach, so reißen sie mich aus der größten Verlegenheit und Schaam, daß ich Dir und einigen hiesigen Freunden so lang nicht gezahlt habe. Erstarrt war ich vor Schrecken, als ich hörte, daß der Erzbischof¹ ergekniffen, ohne von mir seine verlorenen Schaafse (oder goldenen Bliese) erhalten zu haben. Als die ersehnten Freunde endlich angekommen waren, habe ich 4 Preußen zu van der Schaerr geführt und bestens seiner Obhut empfohlen. Er hat ihnen auch einen Paß nach Heidelberg ausgestellt. Ich selbst mußte an jenem Tage zum Dr. Nees nach Sickershausen, konnte daher aus Würzburg nicht schreiben, nahm mir aber vor, von dort Dich zu benachrichtigen, allein ich war 2 Tage so sehr mit unseren Freunden Galium und Veronica beschäftigt, mußte dann so eifrig 2 Nächte und einen Tag hindurch der Kirchweih² fröhnen, daß mir alles Schreiben unmöglich war. Hoffentlich hast Du aber das Geld jetzt schon erhalten und beunruhige (ich) mich auch nicht mehr, daß ich den Namen des Kaufmanns vergessen habe, der es Dir abliefern sollte; ich denke aber, es war ein Italiener³. Wie hast Du es denn mit dem Erzbischof gemacht. Ich wäre in Verzweiflung, wenn ich den Credit bei seiner Eminenz verloren hätte, und müßte ich mich in diesem Falle schlechterdings *ex officio* erschießen.

So lockend auch Deine Proposition zur Schweizerreise war, schlug ich mir die Sache doch aus finanziellen Gründen aus dem Sinn. Als eben die güldenenen Engelein herangeflogen kamen, siehe da waren ihrer so wenige, daß wenig mit ihnen anzufangen war; doch hätte ich den Wanderstab er-

¹ Augenscheinlich Beiname eines der Dorpater Universitätskameraden.

² Von diesen Kirchweihbefestigungen berichtet Baer auch in der Selbstbiographie S. 202.

³ Es war Franz Peter Lombardino in Heidelberg, wie ein dem folgenden Brief beigelegter Zettel zeigt.

griffen, denn ich sage es offen, daß ich mit Dir am liebsten die Alpengipfel bestiegen hätte — wenn nicht leider die Reise sich zu sehr verspätet hätte. Für die Botanik ist jetzt fast nichts mehr zu thun. Die Alpenflora ist in der letzten Hälfte des Augusts durchaus schon ganz todt. Es ist wirklich sehr unrecht von Dir, daß Du durch Deine Arbeit für Rüh's Journal Deine Schweizerreise so verdorben hast¹. Hättest Du sie nicht bis auf den Winter verschieben können? Jetzt kann ich nichts thun, als Dir eine glückliche Reise wünschen. Wenn Dir ein Galium aufstößt, so gedenke Deines Ursinus und reiß es aus, besonders wenn Du Exemplare mit reifen Früchten findest. Wie wäre es denn, wenn Du Deine Reise über Würzburg und Stuttgart machtest. Meine Freude, Dich hier zu sehen, wäre sehr groß. Vor dem Ende Septembers beginne ich meine Berliner Reise wohl nicht. Im genannten Monate wollen auch Grünewaldt und Fock hier eintreffen.

Von Parrot habe ich Briefe erhalten. Er fand den Gotthard am Ende des Juli schon ganz beschneit (d. h. unter der Schneegränze). Bergmann hat von Lübeck aus uns von seinem Daseyn Kunde gegeben. Zwannowitsch Weiße ist in die Schweiz gekniffen, wie er schreibt, Brosse aber von Wien aus hierher unterwegs, nachdem er dort öfters den Staar öffentlich operirt hat. Alle Nachrichten, die ich aus Vivland erhalten, stimmen leider mit den Deinen ganz überein. O miseram academiam².

Mit Panders Arbeit geht es im ganzen recht gut, allein jetzt findet es sich, daß der Schwierigkeiten viel mehr sind, als man Anfangs geglaubt. Die Mühe ist nicht gering, und die Kosten sind sehr groß, denn die Eier werden in zwei Brütmaschinen ausgebrütet, die viel Del fressen. Schon um diese Vorrichtung zu sehen, solltest Du zu uns kommen. (Daß Du nirgends als bei mir absteigst, versteht sich von selbst.) Wehrmann (?) schreibt unzufrieden über das Abgeschnittenseyn von allen literarischen Communicationen. Die Sperrung soll größer seyn als jemals. — Probst Berg soll im Magnetisiren so weit gegangen seyn, daß man es ihm höheren Ortes verboten hat.

Vielen Dank für das Blümchen *ex patria* von

Deinem Bruder Baer.

In dem folgenden, sehr eilig geschriebenen Briefe fehlt Datum und Ortsangabe, der Postvermerk aber lautet: Würzburg, 31. August 1816, und Ditmar bemerkt auf dem Brief: „Erhalten d. 3. Sept. 1816 n. St.“

¹ Es ist eine Arbeit über die in Kurland lebenden Kreevinnen.

² Es bezieht sich dies offenbar auf die schwere Krise, welche die Universität Dorpat i. J. 1816 in Folge einiger ordnungswidriger Promotionen durchzumachen hatte. Fast wäre sie in Folge dessen aufgelöst worden. Wie warm Schukowsky damals für die Universität eintrat, ist „Balt. Mon.“ Bd. XXXIX, S. 610 berichtet.

Der Brief lautet:

Kallis Söbber

Gestern Abend empfing ich Deinen lieben Brief, und heute wird er schnell und eilig beantwortet. Von der Schaerr hat mir den Namen des Kaufmanns, der Dir das Geld abgeben sollte, schriftlich gegeben. Da er aber zugleich hinzufügte, dieser Schlingel werde Dich auffuchen, so hielt ich es nicht der Mühe werth, den Namen einzulegen und habe ihn in Stücke gerissen. Obgleich ich nun überzeugt bin, daß Du das Geld jetzt haben wirst, werde ich doch gleich Schaerr meine Visite schneiden und den Namen dieses Satanskerls mir noch einmal ausbitten.

Von hier gehe ich (si Diis placet!) über Erlangen, Nürnberg, Muggendorf, Bayreuth, das Fichtelgebirg, Eger-Karlsbad, Freyberg, Dresden nach Berlin binnen 14 Tagen. Für Dein Anerbieten, mir Empfehlungen mitzugeben, danke ich Dir herzlich. Indessen, was den Med(iciner) Horn¹ betrifft, so möchte ich diesen Brief geradezu erbitten, da ich es für zweckmäßig halte, weil ich sein Clinicum zu besuchen gedenke, mich so viel ich kann, selbst zu empfehlen. —

Setz etwas Wichtiges. So bald Du dieses Geschmiere in den Händen hast, springe zu Ramm und sage ihm, wenn er freie Reise in einem bequemen Wagen, wo Platz für ihn und seinen Koffer ist, haben will, so solle er sich stante pede hierher aufmachen, um von hier — — mit einer Dame nach Rußland zu reisen. Es ist die Doctorin (?) Reichart, die, weil sie kein Wort russisch kann, einen Begleiter wünscht. Es ist ein recht gebildetes und ziemlich hübsches, ziemlich junges und sehr gutes Weibsbild. Sie bekommt überall bis an die russische Gränze Vorspann. — — Bis zum 8. oder 9. September ist sie sicher hier, bleibt aber auch vielleicht bis zum 12. S., wenn sie weiß, daß sie einen Begleiter bekommt. Ich denke, Ramm wird dieses Anerbieten mit beiden Fäusten annehmen. Ein solches Glück hat man nicht alle Tage. Die Gesellschaft ist wirklich recht interessant. Er muß nur einen Liquor Castitatis mitnehmen.

Fac valeas meque mutuo diligas.

Ursinus.

Baer ging zum Wintersemester 1816/17 nach Berlin. Von dort schreibt er dem Freunde:

Berlin, d. 19. März 1817.

Carorum Carissime!

Dein Brief hat mir viel Freude gemacht, theils seines Einschlusses² wegen, obgleich dieser eigentlich zu spät kam; denn ich hatte gehofft, durch

¹ Ueber Baers Beziehung zu Horn in Berlin vgl. seine Selbstbiographie S. 210.

² Es sind dies augenscheinlich die Empfehlungen, welche Ditmar ihm für Berlin zusendet.

Franz Horn¹ mich dem Bruder nähern zu können, was jetzt zu spät ist, da ich die Charité aufgegeben und statt dessen angefangen habe, auf dem Anatomicum zu präpariren; indessen sind mir doch die Besuche bei Horn und Wolke² sehr interessant gewesen. Horn werde ich jetzt, wo ich etwas freier bin, auch öfter besuchen. Ich gehe noch heute oder morgen hin. Noch mehr aber freute mich Dein Brief, eben weil er ein Brief meines lieben Ditmars ist.

Horn und seine Frau freuten sich recht innig und herzlich über Dein Schreiben, und letztere las mir den Brief mit einer Art von Triumph vor. Es sind sehr brave Leute. Die Fr. v. d. Recke hatt ich schon lange vorher besucht. Sie ist sehr gütig gegen mich gewesen und besonders habe ich vor einigen Tagen einen großen Beweis Ihrer Theilnahme erhalten, der mich rührte und mir ihren Charakter von der schönsten Seite zeigte. Sie hält sehr viel von Dir und läßt Dich mit mütterlicher Zärtlichkeit grüßen. Gestehen muß ich Dir aber daß Dein Brief etwas sehr lange unterwegs gewesen ist, weswegen auch Wolke, Horn und die Fr. v. d. Recke ihren Theil erst sehr spät erhalten haben. Es muß Gottes Wille gewesen sein. Horn scheint nicht ganz abgeneigt, nach Heidelberg zu reisen und die Frau hat noch weit mehr Lust dazu.

Wirklich bin ich Professor in Königsberg, was mich hier mit Geschäften überladen hat. Dieses Engagement hat auch den einliegenden Brief veranlaßt, den ich abzugeben bitte, nicht um Dich H. Tiedemann zu empfehlen, denn ich kenne die Bestie selbst nicht, sondern um mir einen Liebesdienst zu erweisen. Ich streichle Dir in Gedanken die Wange, um Dich willig zu machen. Burdach hat mir nehmlich aufgetragen, Tiedemanns Werk über die Holothurien zu kaufen. Hier ist es nicht vorrätzig. Ich habe mich daher an den Schreiber selbst gewendet. Da ich den Preis auch nicht bestimmt weiß, so bitte ich Dich, s'il se peut, für mich in Auslage zu sehn. Das Geld will ich dann Hartung³ zahlen, und Du kannst so viel von der Collecte abziehen. (Auch wir werden hier für Hartung collectiren.) Unterlasse aber ja nicht, Dir von Tiedemann eine Quittung geben zu lassen, weil Burdach diese wünscht, indem er das Buch nicht für sich selbst kauft. Ich habe vergessen, es Tiedemann ausdrücklich zu schreiben. Ferner habe ich ihn gebeten, einen Dissertationen-Tausch mit Königsberg anzuknüpfen.

¹ Der bekannte Viterarchhistoriker.

² Hinrich Wolke aus Feuer, damals schon ein Greis, hat sich durch pädagogische und sprachbessernde Unternehmungen bekannt gemacht. Ein Brief von Immanuel Kant an ihn, der sich in der Ditmarschen Sammlung befindet, spricht von seinen Leistungen mit der allergrößten Anerkennung. Ditmar verehrt ihn, und Wolke scheint D. innig lieb gewonnen zu haben. Ein Brief von Wolke dient D. zur Einführung bei Jean Paul.

³ Einer der Dorpater Universitätskameraden, der Ditmar recht nahe steht.

Sollte er Dir vielleicht jetzt schon einige abgeben, so sende sie mir mit dem Werke. Letzteres bitte ich gut einzupacken, und die Kosten der Emballage auch sogleich von jener Collectensumme abzuziehen.

33,000 mal sey mir willkommen, wenn Du durch Königsberg reist. Wenn Du nicht gleich beim Professor und Privat-Dozenten Baer absteigst, so will er nie wieder etwas von Dir wissen, und wenn Du nicht 36 Tassen Kaffee bei ihm trinkst, so will er 36 Jahre Dein Feind seyn, wenn Du nicht dreimal bei ihm hospitirst, so wird er Dir 3 mal den Hals brechen. So grausam kann ein Professor seyn.

Weißt Du schon, daß unser braver Engelhardt in Jverdun gestorben ist?

Schreibe mir ja recht bald, besonders wenn Du nicht in Auslage seyn kannst. — —

Dein Bruder Baer.

Dann folgt ein Brief, der datirt ist: Berlin, d. 25. August, aber das muß wohl in der Hastreueheit verschrieben sein für d. 25. Mai (resp. May), denn der Poststempel lautet: 29. Mai 1817, und Ditmar notirt auf dem Briefe: „Erhalten d. 3. Juni 1817 n. St.“ Dieser Brief lautet:

Armas wend

Ein halbes Jahr ist (d. h. für meine Ungeduld) der Tiedemann unterwegs gewesen. Sientmal ich ihn endlich erhalten, melde ich es Dir und schicke Dir Dümmlers seyn sollende Quittung. Eigentlich hatte ich von Burdach zum Ankauf dieses Werkes nur 4 Ducaten bekommen, und ich wußte gar nicht, daß es Exemplare für 5 Duc. gebe. Indessen kann unser Museum ja auch 5 Duc. geben. Sobald Du Tiedemann siehst, bringe ihm meinen herzlichen Dank für die Uebersendung, besonders aber für die zwei Dissertationen. Sobald ich Gelegenheit haben werde, von Königsberg aus ihm (eine) Kleinigkeit zu übersenden, werde ich mich persönlich bedanken. Frage ihn doch auch, ob er die neueren unter Rudolph's Auspicien erschienenen Berliner Dissertationen erhalten hat. Vielleicht kann ich ihm eine oder die andere übersenden, doch kann ich nichts gewisses versprechen, denn die Berliner sind verdammt geizig und ungeschicklich.

Du schlechtester unter den Schlechten! Aus dem Messkatalog muß ich die ersten und jüngsten Kinder Deiner Laune kennen lernen. Hättest Du mir eine Livonia zugeschickt, wahrlich, schon stünde eine pompöse Recension, die das Lob aus vollen Backen bläst, in irgend einer Literaturzeitung. Jetzt nimm Dich in Acht! wenn ich eine Disquisitio de origine nominis Livoniae erwische, so wird eine strenge Geißel geschwungen! Daran denkend muß Du ausrufen:

Quid sum miser tunc dicturus!

Quem patronum rogaturus,

Cum vix justus sit securus!

Daß ich noch in Berlin bin, zeigt Dir dieser Brief. Morgen aber tragen rollende Räder mich nach Königsberg.

(Unterschrift fehlt.)

(Am Rande:) In Dorpat ist wieder schreckliche Untersuchung, der neue Curator ist selbst da. Militär ist eingerückt. Pereat mundus.

Ein Jahr später, im Mai 1818, besucht Ditmar bei der Rückreise in die Heimath den Freund in Königsberg. Der Brief, in welchem er seine Ankunft meldet, findet sich unter seinen Papieren. Er ist adressirt: „Hrn. Dr. R. E. von Baer, wohnhaft auf dem Butterberge im chirurgischen Clinicum“ und lautet folgendermaßen:

Vor einer Stunde bin ich hier angekommen, mein theurer geliebter Baer. — Prof. Baters Frau schickte gleich zu Dir, um Dich abholen zu lassen. Leider sehnte sich mein Herz aber vergebens bis jetzt nach Dir, alter redlicher Freund! — Komme also doch ja gleich, — für mein Leben gern möchte ich Dich wieder einmal sehen und sprechen. Warum ich nicht gleich zu Dir komme, werde ich Dir sogleich erklären, wenn ich Dich nur erst gepackt habe. Komme aber ja bald, recht bald!

Ewig mit ganzem Herzen

Dein D i t m a r.

Königsberg, d. 17. Mai 1818.

Ein Tagebuchblatt von Ditmar giebt uns über diesen Aufenthalt in Königsberg in kurzen Notizen gedrängte Nachricht:

Den 17. Mai Abends kamen Vater und Hartung hier mit mir an. Wir stiegen, nachdem wir einige Augenblicke bei Vater gewesen waren, im Hotel de Prusse ab. Am andern Morgen, d. 18., besuchte uns früh Morgens Baer, und zwang uns zu ihm zu ziehen. Hierauf besuchte ich am Vormittag Gaspari und dann den Kaufmann Abegg. Mittags speisten wir bei Baer, und mit ihm besuchten wir nach dem Essen den Dr. Struve, bei dem wir Thee tranken und dann nach dem Hofe Jerusalem einen Spaziergang machten, von wo aus man eine der schönsten Ansichten auf Königsberg hat. Zum Abend speisten wir bei Vater, mit Baer und Prof. Voigt, Prof. der historischen Hilfswissenschaften und Director des geheimen Ordensarchivs. Während unseres Spazierganges war Burdach bei mir gewesen, den ich besuchen wollte, als ich von Struve wegging. Am 19. früh begegnete mir Burdach, als er eben wieder zu mir kommen wollte. Nur ganz freundlich begrüßten wir uns, und dann ging ich zu Dirksen, der mich zum nächsten Tage zum Abend einlud und mir sagte, daß er auch Mühlenbruch einladen wollte. Dann besuchte ich Wald und hierauf war ich mit Voigt im geheimen Ordensarchiv. Zu Mittag speiste ich bei Baer und Nachmittags besuchte ich mit ihm das Anatomische Theater und dann den

Prof. Schweigger, der mir den botanischen Garten zeigte. Abends war ich mit Baer, Burdachs, Prof. Mühlenbruch und Struve's, mit seinen Quintanern, die in Militärordnung zogen, in dem Dorfe Aweiden. — Den 20sten war ich Morgens bei dem Kriegsrath Scheffner, dem ich 2 seiner Gedichte wieder brachte, die Gökings unter Nicolai's Papieren gefunden hatte; dann bei Mühlenbruch, der mir 2 Schriften von Stöver schenkte und mit dem, so wie mit Dirksen, ich viel von Hugo, Savigny und Thibaut¹ sprach und dann bei Dr. Struve, den ich aber nicht zu Hause traf. Mittags feierten Baer und Hartung Elisa's Geburtstag im Hotel de Prusse. Dann besuchte ich nach dem Essen mit ersterem den Chemiker und Physiker Hagen, und hierauf ging ich zu Burdach. Zum Thee war ich bei Dirksen mit Mühlenbruch und dem Referendar Hrn. v. Heyden. Wir machten nach und in interessanten Gesprächen einen Spaziergang in den recht hübschen Bauerschen Garten, der am Schloßteich gelegen ist, und dann war ich mit Baer, Prof. Schweigger und Mühlenbruch zum Abendessen bei Wald's. D. 21sten Morgens besuchte mich Prof. Vater, und ich empfahl mich ihm. Dann fuhr ich zu dem herzreichen Gaspari und von ihm zu Struve's, um ebenfalls von ihnen Abschied zu nehmen. Den letzten Mittag speiste ich bei den lebenswürdigen Burdachs. Gleich nach dem Essen gingen wir nach Schafen, von Worms und Baer bis dahin begleitet, und am andern Morgen, den 22sten um 9 Uhr gingen wir, von unsern Freunden begleitet, an Bord. Wegen des conträren Windes mußten wir auf der Nehrung in dem Dorfe Raegeln, wo schon Bettisch gesprochen wurde, landen (18 Häuser, wenig grünes Laubholz und dürre gelbe Flugandberge und Möven).

So weit das Tagebuchblatt. Aus dieser Zeit, wo Ditmar bei Baer wohnt, stammt wohl auch ein Brieflein, das ohne Datum und Ortsangabe, doch auf solche intime Beziehung schließen läßt. Es lautet:

Den Schlüssel zu meiner Wohnung findest Du auf dem Schranke, der in dem dunklen Zimmerchen, zu dem man durch die Thüre linker Hand geht — steht.

Dein Baer.

Es findet sich weiter nur noch ein kurzer Brief von Baer an Ditmar (ohne Datum), begleitet von einer Zusendung Baers: „Berichte von der Königl. anatomischen Anstalt zu Königsberg. Zweiter Bericht von R. F. Burdach, Prof. der Anatomie. Mit Bemerkungen aus dem zootomischen Tagebuche von Karl Ernst von Baer, außerordentlichem Professor und Professor. Leipzig 1819.“ In diesem Büchlein finden wir folgende launige Widmung: Meinem lieben Freunde Dittmar empfehle ich diese

¹ D. ist ein entschiedener Anhänger Thibaut's, den er in Heidelberg gehört und mit dem er auch weiterhin in Correspondenz bleibt.

Blätter als Sopiens, wenn ihn einmal seine Pandecten oder Proceffe nicht schlafen lassen. Baer.

Der zugehörige, vermuthlich aus dem Jahre 1819 stammende Brief lautet:

Carissime

Ganz Dorpat scheint in ein schauerliches Schweigen versunken zu seyn. Ich glaube gar, ihr zürnt alle. Um Dir nun das Zungenbändchen zu lösen, muß ich wohl zuerst die Stille brechen. Indem ich mich dazu anschicke, packe ich für Dich einen aus meiner Feder geflossenen Aufsatz ein. Erquickte Dich an den Kaldaunen des Störs, wenn Du kannst. Vor allen Dingen aber schreibe mir recht bald ausführliche Nachrichten aus Dorpat, und unter anderem lasse mich wissen, ob Du noch Botanica treibst. Ferner aber bitte ich Dich, zürne nicht, wenn ich jetzt schon schließe. Ich will Weisse eine Menge nothwendiger Briefe mitgeben, um alle alten Schulden mir von den Schultern zu werfen. Dein Baer.

Dies ist der letzte Brief von Baer an Ditmar. Aus all den folgenden Jahren bis zu Ditmars Tode i. J. 1826 findet sich keine Zeile mehr von Baers Hand, und da Ditmar mit äußerster Sorgfalt jedes Zettelchen sammelt und aufhebt, wird man zu dem Schlusse gedrängt, daß die Correspondenz der Freunde hier ein Ende genommen. Den Schlüssel zu dieser auffallenden Thatsache gab mir eine Stelle der Baerschen Selbstbiographie, welche ich nicht ohne schmerzliche und peinliche Empfindungen habe lesen können.

Die betreffende Stelle findet sich zu Anfang des Cap. 11, „Erste amtliche Stellung in Königsberg als Professor und Privatdocent“, und lautet, wie folgt:

„Als ich nach Königsberg zurückkam, ging das Sommersemester in seiner zweiten Hälfte noch fort. Ich begann sogleich als ein Präludium künftiger Thätigkeit meine schon früher angekündigte Vorlesung über den Bau der wirbellosen Thiere. Ueber die Thierformen, die ich aus eigener Untersuchung noch nicht kannte, hatte ich aus den besten Quellen mich zu unterrichten versucht. Außer den Studirenden der Medicin, welche noch in den Anfängen ihres Cursums waren, erwies auch Burdach mir die Ehre, an diesem Cursum Theil zu nehmen. Das Wesentliche desselben bestand in Demonstrationen, theils an Präparaten, so viel derselben sogleich angefertigt werden konnten, theils nach Abbildungen. Es war also der Vortrag gar nicht auf Nachschreiben berechnet, sondern darauf, den Zuhörern Anschauungen zu verschaffen. Da Burdach bis dahin sich wenig mit den niederen Thieren beschäftigt hatte, so notirte er auch wohl Einiges. Gerade dieser Umstand hätte mein ganzes Verhältniß leicht gleich anfangs verderben können. Es kam um diese Zeit ein Committone v. D., mit dem mich in Dorpat das gemeinschaftliche

Interesse an der Botanik verbunden hatte, auf seiner Rückreise aus Deutschland durch Königsberg, wo er einige Tage bei mir wohnte und einige Mal bei mir hospitierte. Bald nach seiner Abreise drohte er in einem Briefe, „er werde der Verkünder meines Ruhmes werden“, was ich als Kadotade gleichgiltig hinnahm. Erst im Jahr 1818 erfuhr ich, daß er in einer Zeitschrift der Ostseeprovinzen in einem Tone, der auch meine zurückgebliebenen Freunde verletzte, sehr prahlerisch von meinen Vorträgen gesprochen und daß Burdach darin nachschreibe, berichtet habe. Mir ist dieser Aufsatz oder Bericht nie zu Gesicht gekommen, und ich weiß nicht, ob Burdach von ihm gehört hat. Aber derselbe D., der zu glauben schien, daß der Ruhm so leicht sich geben ließ, hat seine eigene erschnute Laufbahn durch ähnliches Sturmlaufen für sich selbst völlig unmöglich gemacht. Was mich betrifft, so wünschte er, daß ich so bald als möglich nach Dorpat versetzt würde, um dann gemeinschaftlich mit ihm die Flora Livlands zu bearbeiten. Als ich später eine Versetzung nach Dorpat aufgab, schrieb er mir in seinem Eifer: „Ob ich denn ganz verrückt geworden sey, daß ich in dem . . . Neste bleiben wolle?“ mit anderen ähnlichen Ergüssen des Zorns.“

Es kann wohl keinem Zweifel unterliegen, daß hier von Ditmar die Rede ist, und es ist schmerzlich zu denken, daß das schöne Verhältniß der beiden Universitätsfreunde einen solchen Abschluß in Verstimmung und Entfremdung fand. Ditmars Unrecht, wenn ein solches vorliegt, läßt sich kaum sehr hoch anschlagen, und jedenfalls war Alles, was er that, gut gemeint. Was ihn zu jener vielleicht unvorsichtigen Veröffentlichung trieb, war doch jedenfalls nur seine Liebe und enthusiastische Bewunderung Baers, in welchem er mit vollkommen richtigem Scharfblick den großen genialen Gelehrten schon damals ahnte und erkannte. Ueberhaupt ist Ditmar eine Natur, in welcher der Enthusiasmus leicht die Weltklugheit über den Haufen wirft, aber immer erscheint er edel und rein in seinen Bestrebungen, warm und treu in seinen Empfindungen gegenüber den zahlreichen Freunden, die er sich in seinem kurzen Leben erworben. Bei Baer aber kam in gesteigertem Maße jene Empfindung zur Geltung, die sich schon früher in seiner Auslassung über das „unselige ingeniosissimus“ Luft machte. Wir Nachlebenden wissen, daß Ditmar den Freund nicht zu hoch taxirte, und können ihm nicht grollen, wenn er schon damals in begeisterten Worten Karl Ernst von Baers geistige Größe verkündete. Gern werden wir daher die Blicke von dem Ausgang des Verhältnisses abwenden, gern werden wir sie ruhen lassen auf den Jahren herzlich warmer Jugendfreundschaft, in welche die mitgetheilten Briefe und Aufzeichnungen einen so freundlichen Einblick gewähren.

Leopold v. Schroeder.





Hymnus.

I.

Sonntag war es; in den Häusern, Straßen,
Auf den Feldern lagert tiefe Stille;
Alles ruhet von der Arbeit gern:
Von der Pflicht der Thätigkeit entbunden
Hat die ganze Welt der Tag des Herrn.

Dennoch pocht etwas und hämmert leise,
Trotz der Heiligkeit des Feiertags;
Folgt dem eigenwill'gen Triebe nur;
Rastlos, wie die Unruh in der Uhr.

Ist's ein trok'ger Sabbathbrecher,
Ein Empörer heil'ger Ordnung,
Der nicht kennt die weise Lehre,
Der auch dann die Ruh' verachtet,
Wann der Stier vergißt sein Joch?

Ja, es ist ein Sabbathbrecher,
Ist der frechste wohl von allen,
Der bei seinem eigenmächt'gen Treiben
Niemals fraget nach Gesetz und Ordnung;
Wie des Meeres windbewegte Wogen,
Wie die Wolken achten keinen Herrn.

II.

Scheitelrechte Strahlen sandte
 Schon die Sonne, ließ erschaffen
 Alle Kräfte der Natur;
 Tiefer Frieden, Mittagschwüle
 Deckt die ganze Creatur.

Aber horch, es regt sich etwas
 Unablässig, will nicht feiern,
 Wo man Alles ruhend glaubt;
 Hält sich aufrecht, wo die Lehre
 Schlummerschwer geneigt das Haupt.

Ist es eine fleiß'ge Werkstatt,
 Wo man schafft zu jeder Stunde,
 Wo man niemals kennt Ermüdung,
 Wo die Zeit mit Allgewalt
 Den Tribut in Arbeit fordert
 Ohne Raft und Aufenthalt?

Wirklich ist es eine Werkstatt,
 Ist die fleißigste von allen:
 Wenn die Schwalbe sucht den Schatten,
 Blumenkelch sich schließet zu,
 Fleiß'ge Bienen selbst ermatten,
 Mag die Werkstatt keine Ruh'.

III.

Nacht und Dunkel zogen längst schon
 Weithin über die Gefilde,
 Lösten ab die Hast des Strebens,
 Die des Tags Gefährtin war;

Wann im Neste schläft der Vogel,
 Birgt den Kopf in dem Gefieder,
 Wer vergift nicht Eil' und Harm?
 Schlafgefesselt ruh'n die Glieder,
 Ruhet jeder müde Arm.

Doch was ist es, dieses Pochen,
 Dieses Klopfen unentwegt,
 Das vom Schlafe unbestochen
 Wahnend sich bewegt und regt?

Ist es nicht ein treuer Wächter,
 Dessen Trommeln nimmer rastet,
 Dessen Schritt im Tacte schallet,
 Dem bei seinem Dienste nicht graut
 In der Nacht; und dessen Wimper
 Nie der Schlummer hat bethaut?

's ist ein Wächter, welcher mahnet,
 Eine Schildwach', welche trommelt,
 Deren Dienst nicht abgelöst wird,
 Wenn die Welt im Schlummer liegt;
 Nicht des Dunkels Schatten schrecken,
 Nicht der Alp der Träume hemmet
 Dieses treuen Wächters Schritt.

IV.

Nein, es ist kein Sabbathbrecher,
 Keine Werkstatt, auch kein Wächter:
 Mit dem ungebrochnen Muth, e
 Mit dem Fleiß und mit dem Troste
 Ist's das Menschenherz allein;
 Dieses hämmert, pocht und trommelt,
 Es empfindet, wacht und glühet,
 Wenn dem Kopfe die Gedanken
 Flieh'n im Schlafe, wenn die Glieder
 Ruhen an dem Tag des Herrn.

Ja, man sagt, daß in den Herzen
 Könne eine Liebe thronen
 Heiliger als Sonntagsfeier;
 Und sie soll als Feuer brennen
 Heißer als die Mittagssonne,
 Soll als ew'ges Lämplein schimmern
 Durch die Nacht in dunkler Stund'.





Wer arbeitet in Riga?

Ein Streifzug durch das „Rigasche Adreßbuch“.

Auf ein ereignisreiches Leben blickt der bejahrte Mann zurück, der eine Stellung in der Gesellschaft behauptet, während der Jüngling eben die Hand nach dem Vorhang ausstreckt, der ihn vom Schauplatz der Thaten noch trennt; auf eine reiche Geschichte vermag ein Volk zurückzuschauen, das in der Gesellschaft der Völker seine Rolle spielt, während ein anderes, „aus der Kindheit Schlaf erwachend“, sich eben erst ansieht, den Kreis der Völkergesellschaft zu betreten. Die gleichen Unterschiede gelten auch bei der Zwischenstufe von Individuum und Volk, dem Geschlecht, der Familie: während das eine Geschlecht schon früh aus der Masse der Genossen hervortrat und durch Thaten seiner Glieder sich im Gedächtniß der Nachwelt erhielt, verharrte das andere in Unbedeutendheit, denn das Gedächtniß der Nachgeborenen reicht kaum über die persönlich bekannten unter den Vorfahren, also über die Eltern und Großeltern zurück. So widerlich nun ein sich mit seinen Thaten brüstender Mann und ein sich immer wieder als große Nation verhimmelndes Volk uns werden können, so berechtigt ist dagegen ein aus ernster und erfolgreicher Thätigkeit naturgemäß sich entwickelndes Selbstbewußtsein beim amtierenden Manne und eine auf Treue gegründete Verehrung des eigenen Volksthumus und seiner Geschichte beim Culturvolk. Denn Thätigkeit schafft Geltung, Geschehnisse bilden Geschichte. Das Gleiche gilt von den Geschlechtern: so verächtlich ein Nichtsnutz ist, der sich in der Sonne einer langen Ahnenreihe spreizt, so erfreulich ist dagegen jener Ahnenstolz, der aus dem Schachte der Familiengeschichte dem Enkel die Kraft zu Tage fördert, mit welcher die Bedeutung des Geschlechtes auf dem Felde der Arbeit zum Guten erhalten wird. — Wo setzen wir aber den Beginn eines

Geschlechtes an? Wann löste sich ein Geschlecht aus dem Kreise der übrigen Admiten heraus? Wer ist der erste, der Stammvater eines Geschlechts? Die Sprachphilosophen werden wohl Recht haben, wenn sie sagen: gewinnt ein Begriff Gestalt, so stellt sich auch der Name für ihn ein. Wird ein Mensch geboren, so giebt man ihm einen Namen; bilden sich Geschlechter, so werden auch Geschlechtsnamen auftreten. Und so ist's. Während in den ältesten Zeiten, was bei jedem Volke nachzuweisen, bloße Einzelnamen die Personen bezeichneten, treten allmählich zu diesen Einzel-, Ruf-, Tauf- oder Personennamen die Geschlechts- oder Familiennamen hinzu. Diese Geschlechtsnamen entstanden aus gewissen Zunamen, welche einen Mann von anderen Männern unterscheiden sollten, die den gleichen Tauf- oder Personennamen trugen. Sobald ein solcher Zuname, der eine Persönlichkeit vor anderen hervorhob, sich auf die Nachkommen seines Trägers vererbte, also die Nachkommen den Zunamen des einen Mannes als unterscheidendes Merkmal ihres ganzen Geschlechts, ihrer Familie annahmen, hatte die Gründung des Geschlechts, der Familie stattgefunden. Der Mann, dessen Zuname sich als Familienname auf seine Nachkommen vererbte, ist nicht mehr, wie seine Vorfahren, lediglich Admit, sondern ist außerdem schon der Begründer, der Stammvater eines Geschlechts, der Eröffner einer Ahnenreihe. Wohl läßt sich in manchen Fällen aufsteigend die Abstammung auch über diesen Stammvater auf ein anders benanntes Geschlecht zurückführen oder gar in Zeiten ohne Doppelnamen hinein verfolgen; der eigentliche Begründer des Geschlechts ist aber doch der Mann, dessen charakteristischer Zuname als Familienname Kennzeichen des Geschlechts wurde, der Mann, zu dem sich alle Nachkommen auch äußerlich durch ihren Namen bekennen. Das Geschlecht derer von Tiefenhausen ist, wenn die Sage, wie sie auch in Bunges Urkundenbuch angeführt wird, Recht hat, über den ersten Träger des Namens Tiefenhausen hinaus auf das Geschlecht Pleffe zurückzuverfolgen; aber die Glieder des Geschlechts nennen sich nicht Pleffe, sondern nach dem sich vom Stamm der Pleffe abzweigenden, ein selbständiges Geschlecht bildenden Stammvater von Tiefenhausen¹. — Die Familiennamen sind daher, wie wir gesehen, historische Quellen, die gewisse, wenn auch nur dürftige Aufschlüsse über die Stammväter der Familie geben. Und zwar geben sie an: 1) welches der Ruf- oder Taufname des Stammvaters oder dessen Vaters war, z. B. die Familien-

¹ Man gestatte mir eine von der Sage abweichende Deutung des Namens Tiefenhausen: der alte Pleffe, der durch Theilung seiner Besitzungen die Veranlassung zur Gründung der Geschlechter Tiefenhausen und Jenerhausen oder Feinhausen gegeben haben soll, wird zu seinen Söhnen nicht, wie die Sage erzählt, gesagt haben: „Dir gehört dieses Haus, und dir gehört jenes Haus,“ sondern wohl: „Das ist Eisen (d. h. Dietrichs) Haus, und das Jenes oder Jenos Haus.“

namen: Hermann, Bernhard, Walter, Luz, Johannsohn, Helmersen, Peters; 2) wo der Stammvater her war, z. B. die Familiennamen: Hollander, Brandenburg, Heß, Lübeck, Kolberg, Bremer, Berg, Bach, Amende, Tiefenhäufen, Meyendorff; 3) eine Eigenschaft des Stammvaters, z. B. Schwarz, Weiß, Braun, Roth, Lange, Kurz, Groß, Klein, Wolgemuth, Redlich, 4) welches Amt der Stammvater bekleidete, oder welches Gewerbe er trieb, z. B. die Familiennamen Meier, Richter, Schulze, Müller, Schmidt, Schneider.

Die zuletzt genannte Gruppe von Familiennamen ist culturhistorisch die interessanteste. Diese Berufsnamen bezeugen uns vor allen Dingen am deutlichsten die Thatsache, daß Arbeit die zur Entstehung eines Geschlechtnamens, also auch zur Gründung eines Geschlechtes erforderliche Bedeutung dem Manne verleiht. Sie nennen uns aber außerdem so manches Amt, das jetzt nicht mehr besteht, so manches Handwerk, das längst anderen Berufsarten Platz gemacht hat oder mit einem anderen Namen benannt wird; sie veranschaulichen uns die Häufigkeit der einzelnen Berufszweige in älterer Zeit; sie weisen auf den Austausch von Bewohnern zwischen Stadt und Land, auf die Herkunft der Geschlechter, wie auf die Zeit ihrer Entstehung. Diesen Berufsnamen wenden wir uns zu, und zwar wollen wir betrachten, was uns Riga als größte Stadt unserer Heimath an solchen bietet. Ich halte mich dabei an Krögers „Rigasches Adreßbuch“ von 1887/88, so daß die homines novi der letzten vier Jahre nicht berücksichtigt werden. Die eingeklammerte Zahl neben den Namen bedeutet die Anzahl der Adressen, die der betreffende Name in Riga aufzuweisen hat, sie legitimirt also einerseits den Namen als in Riga vorkommenden und legt andererseits die Häufigkeit der Namen dar. — Vor Eintritt in das Gebiet der Berufsamen Rigas gestatte man mir aber einige Bemerkungen über das Alter der Familiennamen überhaupt und speciell in baltischen Ländern. Die Namensforschung kann nachweisen, daß die Sitte, Familiennamen zu gebrauchen, überall hervorgerufen wurde durch den Verkehr und die gesetzliche Regelung von Besitzverhältnissen. Schriftliche Geschäftsabschlüsse, gerichtliche Urkunden machten eine möglichst genaue Bezeichnung der gemeinten Personen nothwendig, und dazu dienten die Zunamen, welche diese Personen von solchen gleichen Rufnamens unterschieden und später, wie wir sahen, zu Familiennamen fest wurden. Am frühesten finden wir daher Familiennamen in den Mittelpunkten des Verkehrs, den Städten, und zwar hier wiederum zuerst bei den reichen Patriziern und Kaufherren und den Gliedern besitzlicher Rittergeschlechter, den Ministerialen oder ritterbürtigen Dienstmannen der Bischöfe und anderer Herren. Was dem Stande nach höher oder niedriger war, also weltliche wie geistliche Fürsten einerseits, Handwerker, Lohnarbeiter und Landbauern andererseits, verharrete noch mehr oder weniger lange bei

der ursprünglichen Sitte bloßer Einzelnamen; die ersteren brauchten ihren wohl vorhandenen Geschlechtsnamen nicht zu nennen, weil sie zu bedeutend, die letzteren einen noch nicht vorhandenen Geschlechtsnamen nicht zu suchen, weil sie zu unbedeutend waren, als daß eine folgenschwere Verwechslung mit gleichbenannten Personen zu befürchten gewesen wäre. Allmählich aber wirkte die Analogie, zuerst bei allen Bürgern der Städte, bis endlich der allgemeine Gebrauch des Familiennamens vom Staate als Nothwendigkeit erkannt und zum Gesetz erhoben wurde. Bei solch demokratisirendem Verfahren der Regierungen war es natürlich allgemach nicht mehr nöthig, daß die Stammväter der Geschlechter durch Ruhm oder Besitz hervorragende Persönlichkeiten waren. — Zu sehr verschiedenen Zeiten sind somit nicht nur in den verschiedenen Staaten, sondern auch in den verschiedenen Provinzen desselben Staates und in den verschiedenen Ständen derselben Provinz resp. Stadt die Familiennamen üblich geworden, also die Familien oder Geschlechter als Gemeinschaften begründet worden, die auch der Nachwelt gegenüber als solche gelten.

Auch bei uns in den baltischen Provinzen tritt diese Ungleichheit deutlich zu Tage. Bei der landbesitzenden Ritterschaft und den hervorragenderen Bürgern der Städte läßt sich die Bildung der Familiennamen bis ins 13. Jahrhundert zurückverfolgen, also bis in die ältesten Zeiten der deutschen Besiedelung des Landes, ja über diese Zeiten hinaus, während unser Landvolk erst im letzten Jahrhundert auf obrigkeitlichen Befehl Familiennamen erhielt. — Die alten Rittergeschlechter weisen eine sehr einheitliche Namensbildung auf, denn sie nennen sich fast ausnahmslos nach ihrem Stammsitz, weshalb wir da besonders oft Namen begegnen auf =berg (z. B. Stackelberg, Buddberg), auf =fels (Drachensfels), =haus (Liefenhausen, Campenhausen), =hof (Vietinghof, Burkhöveden), =dorf (Meyendorff, Gersdorff) u. s. w. Erst später, als der Ritterstand als Adelscorporation des Landes, welche landbesitzende bürgerliche Elemente recipirte, feststand, treten Adelsnamen auf, welche ursprüngliche Personennamen sind (z. B. Klodt¹, Helmersen²), oder Eigenschaften bezeichnen (Roth) oder einen Beruf angeben (Richter, Schulz, Krüdner). — Viel mannigfaltiger gestaltete sich das Gebiet der Familiennamen in den Städten: schon gleich im Anfang ihrer Bildung finden wir, so auch in Riga, alle vier Gruppen vertreten: Vaternamen, Ortsnamen, Eigenschaftsnamen, Berufsnamen. Nach dem von H. Hildebrand herausgegebenen „Rigischen Schuldbuch“ scheinen auch unter den rigischen Bürgern Ortsnamen, und zwar hier naturgemäß nicht von Burgen, sondern von

¹ Kürzung von Ludwig, alt Chlodwig, oder Lothar, alt Chlothar,

² Hildmars Sohn,

Städten hergenommene Namen die ältesten und in der ältesten Zeit häufigsten zu sein, was sich ja leicht aus dem Zuzuge deutscher Bürger nach Riga erklärt, also aus dem gleichen Umstande, der bei den Rittern die Namensgebung in der ersten Zeit beeinflusste; aber auch die anderen Arten von Familiennamen sind in Riga alt.

Während nun bei den ritterbürtigen Landbesitzern und den Bürgern der Städte sich die Sitte der Doppelnamen (Vor- und Familiennamen), durch Besitz-, Erb-, Verkehrsverhältnisse bedingt, ganz organisch entwickelte, wurde vom niederen Landvolk der Familienname in Folge obrigkeitlichen Befehls angenommen und dabei des Predigers oder Gutsherrn Rath hinsichtlich der Wahl des Namens erbeten und befolgt. Daher finden wir bei dieser Gruppe unserer Landsleute vorwiegend einerseits von den gebräuchlicheren, namentlich kirchlichen Personennamen durch das deutsche -sohn abgeleitete Familiennamen (z. B. Johannsohn oder Jansohn, Petersohn, Jacobsohn etc.), oder die Namen der häufigeren und auffallenderen Erscheinungen des Landschaftsbildes, besonders aus dem Pflanzen- und Thierreich, wie auch schon die Bauerhöfe oder Gesinde zu einem großen Theil benannt waren (z. B. Behrning „kleine Birke“, Dhsol „Eiche“, Breede „Elen“ oder „Hirsch“, Ballod „Wildtaube“, Kruming „Busch“ etc.), — andererseits persönlicher Erinnerung, augenblicklicher Laune, irgend einem müßigen Einfall entspringende Phantasiennamen, wie z. B. in einem Kirchspiele die Namen der Personen der Schillerschen „Räuber“ sich finden, in einem anderen die Buchstaben des griechischen Alphabets, und dem Aehnliches, was im Munde des Landvolks sich oft zu ganz ungeheuerlichen Gebilden ausgestaltete.

Solche Anomalien erschweren natürlich die Deutung unserer Familiennamen in Stadt und Land. Aber nicht blos dieser Umstand, sondern auch die Mischung der verschiedenen Nationalitäten in unseren Provinzen, die wechselvolle politische Geschichte der Lande und der natürliche Lauf der Dinge, der alte Begriffe durch neue ersetzt und mit den Begriffen auch ihre Benennungen ändert, spiegeln sich in Rigas Namenwelt, die einzelnen Namen oft verdunkelnd, wieder. Man entschuldige daher die Fehler, die sich bei aller Sorgfalt einschleichen müssen, mit der Schwierigkeit des Gegenstandes. Ich gruppire, dem Entwicklungsgang der Cultur folgend, Rigas Berufsnamen nach 1) Jagd, Fischerei und Viehzucht, 2) Acker- und Gartenbau, 3) städtischem und staatlichem Gewerbe und Amt, und zwar a) Handwerk und Handel, b) Kunst und Wissenschaft, c) Amt und Würden.

Der Nomade ließ die Triften
 Wüste liegen, wo er strich;
 Mit dem Wurfspeer, mit dem Bogen
 Streift der Jäger durch das Land —

Von dieser Culturstufe der Menschheit finden wir natürlich in unseren litauischen Familiennamen nichts erhalten, da letztere ja erst in Zeiten entstanden, welche jenen Urzustand längst überwunden hatten. Die Familiennamen, welche sich dennoch auf Jagd, Fischerei und Viehzucht beziehen, weisen sämtlich nicht auf einen Nomaden als Stammvater des Geschlechts zurück, sondern durchweg auf einen Mann mit einem festen Beruf. Denn der Waldmann†¹ (34) und der Buschmann (10) sind nicht in dem Sinne von „Waldmensch“, „Uncivilisirter“, lettisch „Meschumikkelis“ zu verstehen, sondern der Waldmann ist entweder dasselbe, wie der Förster (8), Ferster (1), Forstmann (7), Buschwächter (1), Hagemeister (1) und Hameister (1), Kreiser (1) und Kreyser (3) „der Forstaufscher“, oder nebst Buschmann (10), Holzmann (1), Bohmann (1), französisch Dubois (1) und vielen anderen auf den Wald sich beziehenden „der am oder im Walde sein Geschäft verwaltende“. Der Holst (10) ist nicht mehr in seiner ursprünglichen Bedeutung aufzufassen als der Holtsate „der im Holz Sitzende“, sondern ist nebst Holsten (1) und Holstein (1) schon „der Holsteiner“. Auch der Stammvater der Jaeger (14), Gaeger (1), Jaegermann (13), Jegermann (3) ist nicht mehr der wilde Gesell gewesen, der im Kampf mit der Thierwelt sein gefährvolles Leben hinbrachte, sondern er wird die Jagd schon als Kunst geübt haben, wofür die Namen sprechen: Weitmann† (7), Waitemann† (1), Weydemann† (1), Weidemann (6) „der das edle Waidwerk Betreibende“; Schütz† (11), Schütze† (1), niederdeutsch Schütte† (1), nebst Freischütz (1) „der einer Schützengilde angehörende Schütz“, und den lettischen Bissneek (2), Bisneek (2) und Strehlneek (1), Strelneek (2) „Schütz“ (erstes von bisse „die Büchse“, letzteres von strehleht „schießen“ abgeleitet); endlich die Specialisten auf der Jagd, der Hasenjager (2) und der Vogler (1) „Vogelsteller“. — Im Walde geht ferner seinem Geschäfte nach der Koehler (2), Köhler (7) „der Kohlenbrenner“, wozu Koehlers (1) der Genitiv ist; ferner der Bienemann (7), Bineemann (1), Biner (1) nebst lettischem Bittneek (1), Bitneek (1) und Drawneek (1), erstes von bitte „die Biene“, letzteres von drawa „der Bienenstock im Walde“ abgeleitet; zu den Bienenzüchtern könnte sich auch der Waksmacher (1) und der Wachsmann† (1) gesellen, wenn die Namen sich auf die Wachserzeugung beziehen: nach den «Libri redituum»

¹ Das Zeichen † bedeutet, daß der damit bezeichnete Name auch anders deutbar ist.

der Stadt Riga waren einst Honig- und Wachserzeugung ein für den rigaschen Handel sehr wichtiges Gewerbe. — Der Jagd und Waldbarbeit gefellte sich, auch sie als Beruf aufzufassen, die Fischerei, vertreten durch die Namen: Fischer (40), Fischmann (2), lettisch Smeineek (1), was entstellte wurde zu Smeineek (1), russisch in der Ableitung Rybakow (5) von Rybak „Fischer“. — Auf die Viehzucht, diese aber gewiß schon als Nebenbetrieb der Feldwirtschaft zu verstehen, weisen Schaefer (1), Schäfer (1), niederdeutsch Scheper (1) und Lemmerhardt (1), entstellte aus „Lämmerhirt“. — Alle die vielen, sonst auf Wald und Haide, auf Fluß und See, auf Trift und Heerde weisenden Familiennamen Rigas sind nicht Berufsnamen, sondern geben in den weitaus meisten Fällen den Wohnort des Trägers an, während ein kleiner Theil auch auf Spiznamen, also Eigenschaftsnamen zurückgehen mag.

Den Uebergang vom Nomaden und Jäger zum Ackerbauern macht der Waldbauer (2), der Sengbusch (4), d. h. „fenge den Busch“, der Roeder (3) und der Forstreiter (1) für Forstreuter, „der den Wald rodet, reutet“ und der Buchroth (1) oder Lindenroth (1) heißt, je nachdem, ob er Buchen oder Linden gerodet hat, und Neuland (37), Nicländer (2), Nyländer (1), Nye-länder (1), lettisch Jaunsemn (2), wenn er nach der Rodung den Landbau begonnen.

„Nachbarlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Seine Felder umruh'n friedlich sein ländliches Dach.“

Viel zahlreicher, als die Waldbewohner, sind die, welche das Feld ernährt, in die schützenden Mauern der Städte gezogen, eben weil ihrer so sehr viel mehr waren, als der Wäldler. Der Unzufriedenen, die der Ceres goldenen Segen verschmähen, also der Hafenkamp (3), „haffe den Kamp“, und der Scheinpflug (1), „scheue den Pflug“, hat es seit Alters viele gegeben, ein namhafter Procenttheil der Bevölkerung Rigas trägt Namen, welche auf die Landwirtschaft als Beschäftigung der Stammväter weisen. Da sind die Feldmann (37), Feldtmann (6) nebst den lettischen gleicher Bedeutung: Tirumneek (1), Tirumnek (1) und Lauzeneek (1), während vom lateinischen campus „das Feld“ die deutschen Namen Kamper (2), Kampfer (1), Kamp (1), Kampe (3), Kampf (1), Kammann (1) abgeleitet sind und der italienische à Campo (1); ferner die Ackermann (7), Akkermann (2) nebst dem aus lateinischem agricola verunstalteten Agrigoll (1), der russischen Ableitung Agronomow (1), dem lettischen Namen Arrais (1), „der Ackerer, der Pflüger“, wozu sich deutsches Pflug (1), „der mit dem Pfluge“, gesellt; weiter der Landmann (2), lettisch Semneek (1), der Bauer (11) nebst seinem oberdeutschen Diminutiv Bäuerle (1), der Baumann (60), welcher Name freilich in den meisten Fällen nicht den Landbauern nennen wird, sondern nebst lettisirtem

Buhmann (3) und Bumann (3) den „Baumeister“. Zu Bauer stellen sich Gebauer (5), von mittelhochdeutschem gebüre „der Bauer“, und der niederdeutsche Niebuhr (1), Nibuhr (1), halb verhochdeutsch zu Neugebauer (1) aus Rigebur, alle nebst Siedler (1) mit der Bedeutung „der Neuangesiedelte, der Colonist“, was auch Neumann † (103) meist bedeutet mit seinen Nebenformen: niederdeutsch Niemann † (7), Nevermann (5), Novermann (1), mitteldeutsch Naumann † (6), latinisirt Neander (1), slavisch, besonders polnisch Noack (1), Noiaek (1), Noiaek (1). — Der Lehmann (17), Lehman (3), Lemann (1), lettisirt Leimann (5), Leymann (3), ist der „Lehensmann“, der kein eigenes Erbe besitzt, sondern seinen Acker zu Lehen trägt, so daß wohl lettisches Leide † (1) „die Pacht“ dazu gehören dürfte, vielleicht auch deutsches Pacht † (2). In Deutschland ist auch der Raßmann † (23) einer, dem ein Gut gegen Zins überlassen ist, bei uns jedoch ist der Name wohl meist die lettische Bezeichnung für den Lootsen. — Mit dem Lehmann verwandt ist der Meier † (7), Meyer † (62), oberdeutsch Mayer † (2), welcher Name verschieden erklärt wird: 1) meist aus dem lateinischen major villae, dem Leiter, Verwalter und obersten Beamten des landwirthschaftlichen Anwesens eines Grundherrn, und 2) aus dem lateinischen medietarius, französisch métayer „der Halbpächter“, unser „Halbförner“ oder „Hälftner“. Die beiden Begriffe mögen in einander gegangen sein bei der weiten Verbreitung dieser Berufe. Das Wort „Meier“ hat seine Bedeutung mannigfach entwickelt: unter einer „Meierei“ verstehen wir z. B. nicht mehr jeden von einem Bevollmächtigten verwalteten Gutshof, sondern die Stätte zur Herstellung speciell der landwirthschaftlichen Milchproducte, so daß man in Zeitungsinserten nicht selten gar liest: „gesucht wird ein tüchtiger Meierist“, ein entsetzliches Wort, unter dem ein Milchpächter und Käsemacher verstanden wird. „Meier“ bedeutet endlich oft kaum mehr als „Mann“, z. B. in Ausdrücken wie „ein Hauptmeier“ oder „ein Obermeier“, d. h. ein tüchtiger, geriebener Kerl, oder in den spöttischen Bezeichnungen „Angstmeier“, „Vereinsmeier“; und wenn wir Jemand gründlich „vermeiern“, so machen wir ihn mit Wort oder That kampfunfähig, erweisen uns an ihm als Meier oder nehmen ihm sein Meierthum. Aus den eingeklammerten Zahlen ist die Häufigkeit des Namens auch in Riga ersichtlich. Zu den einfachen Meiern gesellen sich noch der Brodmeyer (1) „der Meier aus dem Bruch“, der Niedermeier (1) und Niedermeyer (2) „der Meier aus der Niederung“ oder „unterhalb am Fluß“, Holzmeyer (4) und Lohmeyer (1) „der Meier aus dem Walde“, Lindemeyer (2) „der Meier vom Lindenhof“, Kronmeyer (1) „der Meier vom Kron- oder vom Kranichhof“. Der Hartmeyer (1) ist vielleicht „der starke, tüchtige Meier“, Rossmeyer (1) „der Meier, der Rosse züchtet oder mit ihnen handelt“; Krickmeyer (3) nicht „der

Meier auf Krücken" (einer ist Tanzlehrer), sondern „der Meier vom Pflaumenhof, der Pflaumenmeier“ (krieke, kreke, „die Schlehenpflaume“). Klappmeyer (2) ist mir nicht klar. Kallmeyer (1) könnte aus dem Vornamen Gallus erklärt werden, wie der Name „Meier“ auch sonst mit Vornamen zusammengesetzt erscheint, wird aber wohl nebst Behrmeyer (1), Schumeier (1) der deutschen Ableitung Meiersohn (1) und den slavischen Meierowitsch (3), Meyerowitsch (3), Meierowitz (1), Meyrowitz (1) auf hebräisches meir „glänzend“ zurückgehen, also mit dem aus lateinischem major hervorgegangenen deutschen Meier nichts zu thun haben. — Der Besitzer oder Verwalter einer Hube oder Hufe Landes ist ein Hübner (7), Huebner (3), Hibner (1). Nach seinem Wohnort wird der Landwirth Hoffmann† (38) oder Hofer† (1) genannt, und auch der Hausmann† (4) und Hausmann† (1) kann, wie Heußner (1), erklärt werden als „der Bauer“, bedeutet aber auch den Miethsman, und endlich auch den Burgwart. — Im Dienste des Meiers steht der Drescher (1), während Sichelmann† (2) und Weder† (1) wohl eher als alte Personennamen zu erklären sind.

Der vornehmste Nebenbetrieb der Landwirthschaft ist die Gärtnerei, in Riga vertreten durch den Gärtner (5), lettisch Dahrsneek (1), russisch Dgorodnikow (1), abgeleitet von ogorod „Gemüsegarten“, und gar durch den offenbar in unser nordisches Gelände verirrten Weingärtner (1), russisch Winogradow (1), nebst dem Wintscher (1) und dem Häcker† (2), Hecker† (2), was gleichfalls „Winzer“ bedeutet. Besser schon paßt zum nördlichen Klima der Höppener (4), Heppner (1), Hepner (1) „Hopfenbauer“. — Den Greber (1) „Grabengräber“ beschäftigt der Feld- wie der Gartenwirth. — Ich schlicke mit dem Wagger (3), wie besonders in Kurland der Aufseher über die Feldarbeiten genannt wird, während in Livland der aus russischem starost entstandene lettische stahrasts der gebräuchlichere Ausdruck ist. Da nun solche Wagger nicht selten für treue Dienste mit einem Gefinde belohnt wurden, so findet man in Kurland so oft den Gefindesnamen Wezwaggar „das Haus des alten, d. h. früheren Waggers“, und daher kommen die Familiennamen Wezwagar (1), Wezwager (3), Wezwager (1).

Wenn wir in Betracht ziehen, daß außer den genannten, direct den Beruf, die Beschäftigung angehenden Namen noch eine lange Reihe anderer, vorzugsweise Ortsnamen mehr indirect auf den Landbau weisen, wie: Feldt (1), Gerstfeldt (1), Haberland (1), Grafmann (6), Kleemann (1), Klee (2) und niederdeutsch Klever (1), Klewer (1), Haberforn (1), Althaber (1), Heede (4); die lettischen Kudsiht (24) „Roggen“, Amolin (7) und Ammoling (2) „Klee“, Ausa (2) und Ausing (13) „Hafer“, Paskul (3) „Heede“ und viele andere auf Feld und Feldfrucht zurückgehende: so wird uns recht anschaulich, wie sich die Städtebevölkerung aus dem Landvolk bildet und ergänzt.

Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn, Neger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt. Sieh', da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte —

Wer sein ländlich Gewerbe mit städtischem vertauscht, wandelt sich aus dem Bauern zum Bürger † (2), älter Bürger † (1), lettisch Pilsätneek (1) „der Städter“, genau dem Bürger entsprechend, da pils „das Schloß, die Burg“ bedeutet und sehla „der Zaun, die Mauer“. Also bloß wenige Einwohner der Großstadt Riga sind dem Namen nach Städter. Doch das braucht uns nicht Wunder zu nehmen: spricht man doch gemeiniglich das Selbstverständliche nicht aus, wie man z. B. auch, diesem Fall analog, auf dem rigaschen Markt nicht „rigaschen Lachs“ kaufen wird, sondern schlechtthin „Lachs“, in Kurland nicht nach „kurischer Rauchwurst“ fragen und in Reval nicht nach „revaler Killo“, da „Rauchwurst“ und „Killo“ genügen. Trotz der Seltenheit des Namens Bürger sind alle die vielen Einwohner der Stadt Bürger, und der Bürger ist der Bewohner einer Burg, dann der Anwohner einer Burg, endlich der Einwohner der gern um eine Burg sich bildenden und hinter Mauern sich bergenden Stadt.

Diese Bürger gliedern sich in geordneten Gemeinwesen nach Handwerk, Handel und anderem Gewerbe, nach Künsten und Wissenschaften, nach Ämtern und Würden zc. in der mannigfaltigsten Weise. Und diese Mannigfaltigkeit spiegelt sich wieder in den Familiennamen, welche die Beschäftigung des Stammvaters so vieler Geschlechter angeben. Wandern wir durch die Straßen Rigas und achten auf die Schilder an den Häusern, so werden wir auf Schritt und Tritt Namen begegnen, welche ein Gewerbe oder Amt bezeichnen. Dabei kann es vorkommen, daß wir uns beim Schneider Stiefel bestellen, beim Schuster einen Rock, daß wir vom Schmidt eine Clavieretude, vom Eisenschmidt eine Predigt hören, daß wir uns beim Müller den Bart scheeren lassen oder unser Leben versichern, daß uns ein Pfannenschmidt eine Kiste anfertigt und ein Richter den Schlüssel dazu macht, während ein Boetticher uns vor Gericht vertritt. Verkehrte Welt! Fast komisch berührt es uns, wenn ein Schneider wirklich auch Schneider ist, was, beiläufig bemerkt, gerade beim Namen Schneider in Riga am häufigsten vorkommt, da von 35 Schneiders 8 die Schneiderei betreiben.

„Musiklers Ambos tönt von dem Tact geschwungener Hämmer —
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff. —
Auf den Stapel schüttet die Ernten der Erde der Kaufmann.“

Beginnen wir bei der Aufzählung der Handwerker, lettisch Amatneek (10), mit dem Erbauen der Häuser, der Wohnstätten für die Bürger, so treten uns zuerst entgegen die Arbeiter in Holz, in Stein und Erde, in Metall.

Stellen wir den Leiter des Hausbaues an die Spitze, den Baumann (60), Buhmann (3), Bumann (2) „Baumeister“. Es folgt der Zimmermann (29), niederdeutsch Timmermann (4), lettisch Kemmes (7), Kemes (1), russisch Plotnik (1), davon abgeleitet Plotnikow (2). Es gesellen sich ihnen der Säger † (1), Sager (4), Seger † (1), Sahger (2) und der Brettschneider (1); der Schindler (2) „der Schindelmacher“, nebst dasselbe bedeutendem Poppmacher (1). Der Tischler (3), Tischler (2), Tischlermann (1), niederdeutsch oder lettisiert Dischler (5), Dischlermann (1), Disler (1), russisch Stoljar (1), daraus germanisiert Stoler (1) und vielleicht Stolger (1), verfertigt Tische, der Stuhlmann † (4) Stühle, der Schreiner (8) Schreine, Schränke. Der Verfertiger von Bottichen heißt Bötticher (5), Betticher (1), Böttcher (6), Boettcher (6), Böttger (1), Bottcher (1), Boetcher (3), niederdeutsch Bodecker (2); wo der Bottich „Butte“ genannt wird, da heißt der Hersteller des Geräthes Buttner (2), Büttner (6), Bittner (2), Bottner (1) und Bittenbinder (2), wohl auch Bindemann † (1); in Süddeutschland nennt man den Bötticher Scheffler (8), was niederdeutsch in Schepeler † (1) verändert wird; die lettische Bezeichnung ist Mugeneek (2), Mugneek (2), Mugeneek (1), Mugeneeks (1), die russische Botscharnikow (3). Ein verwandtes Handwerk übt der Kupermann (1) „der Küper“, der Faßbinder der Kaufleute und Weinhändler, und der Mollenhauer (1), der Mulden aushaut. Der Wagenbauer heißt in Niederdeutschland Wagner (22) und Wegner (14), in Oberdeutschland Stellmacher (3); dazu stellen sich aus dem Russischen die abgeleiteten Namen Karetnikow (1) und Telefnikow (4). Zum Wagenbauer gehört der Radmacher, in Riga durch folgende Namen vertreten: die russischen Ableitungen Kolesnikow (6), Kolesnikow (1), Kolesow (5), Kolesow (1); vielleicht die lettischen Namen Kateneek † (2), Rathneek † (1) von rats „das Rad“ oder Plural rati „der Wagen“, Ritneek (1), entstellt Ritteniak (1) von ritens „Wagenrad“; endlich den deutschen Namen Listehower (1) für Listehower „der Listen haut“, d. h. Stelthölzer, Stangen zum Achsnagel, und Effer † (1) „Achsenmacher“, am Rhein so genannt, hier aber wohl als lettischer Esar „der am Teich, am See“ zu erklären. Es folgt der Drechsler (4), Dreßler (3), früher Dreher (10), Dreger † (1) genannt, was von „drehen“ gebildet ist; aus Dreger ist der Name Träger † (2) verhochdeutsch, aus dem Genitiv Dreyers der Name Dreier (1) verunstaltet; von der älteren Form „Dreier“ hat dann auch der Lette seine Bezeichnung für diesen Handwerker gebildet: Dreimann (3), Dreiman (1), Dreymann (15). Beschließen wir die Reihe der Holzarbeiter mit dem Kerber (1) für Körber „Korbmacher“, dem Schettler (1) für Schöttler „Schüsselnmacher“, dem Löffler (2) „Löffelmacher“, zu dem sich endlich der natürlich auch anders deutbare Kellner † (1) stellen kann, „der Kellen schneidet“, d. h. hölzerne Schöpflöffel.

An Stein-, Erd- und Glasarbeitern nennt das Adreßbuch: Sprenger† (1) „Steinsprenger“; Kalkbrenner (5); Ziegler (1), Zigler (1); Maurer (1), Meurer (1), lettisch Muhrneek (5), Mureneek (1), Murneek (5); Streicher (2) und Streicker (1) „Anstreicher“, Dunfer† (2) „Tüncher“, Maler (5) und Mahler (3); Toepfer (1), Töpfer (2), was die mitteldeutsche Form ist für niederdeutsches Poedder† (1) nebst genitivischem Poters (1), für süddeutsches Pfaffner (1) und Hafemeister (2), und für lettisches sich ans Niederdeutsche anlehndendes Podneek (1), Podneek (1), Pohdneek (3). Den Pfeisenbrenner (1) könnte man auch hier erwähnen. Endlich schließen sich hier an mit großer Formenmannigfaltigkeit die Glaser: Glaser (5) nebst Glasersohn (1), Glaeser (7), Gläser (2), Glaesner (1), Glaesermann (1), Glasermann (1), Glasmann (3), Glasmann (1), lettifizirt Glahsneek (1); darf auch Rittner (1) etwa „der mit Ritt arbeitet“ hergestellt werden?

Es folgen die Metallarbeiter, die Schmiede, die Glieder jenes alten, hochangesehenen Gewerks, das seine Vertreter im deutschen wie im griechischen Götterhimmel sitzen hatte: im deutschen war es der Schmied Wieland, im griechischen der „Gott der Esse, Zeus' erfindungsreicher Sohn, Bildner künstlicher Gefäße, hochgelehrt in Erz und Thon“. Schmidt† (120), Schmied† (1), Schmid† (1), Schmit† (1), Smidt† (3), nebst den Diminutiven Schmidtchen† (2), Schmiedtke† (1), Schmidtke† (1), den Genitivnamen Schmidts† (1) und Schmits† (3), den Zusammensetzungen: Eisenschmidt (1), Goldschmidt (3), Kupferschmidt (1), Kleinschmied (1) und Kleinschmidt (1) „der Schlosser“, Pfannenschmidt (2), Freyschmidt (1) „der unzüchtige Schmied“, Hettelschmidt (1), das mir unklar ist, und Wolffschmidt (1), wohl entstellt aus Waldschmied „der Schmied aus der Waldschmiede†“. Ins Lateinische übersetzt haben wir den Schmied im Faber (6), Fahber (2). Das Lettische hat den Namen Kallei (2), Kallej (3), Kallejs (1) und die Zusammensetzungen Ofelskalej (1) und Ofelskali (1) „Eisenschmied“, und Sudrabkallas (1) „Silber-, d. h. Goldschmied“. Russische Ableitungen von kusnez „Schmied“ sind: Kusnezow (8), Kusnezof (1), Kusnizow (1), und polnische von kowal „Schmied“: Kowalew (4), Kowalewsky (8), Kowalow (1), Kawalewsky (4), Kawelewsky (1); germanisirt erscheint der polnische kowal in Kawall (6) und Kuphaldt (1). Der Name Sepp† (1), Seppet† (2) kann die estnische Bezeichnung für den Schmied sein, ist jedoch auch als Kürzung von Joseph erklärbar. Zu den Schmieden gehört auch der Messmacher (1) und der Messmann (1) „der Messerschmied“, und der Schlosser (3), Schlösser (5), Schlessler (1), der früher „Kleinschmied“ genannt wurde. Der Keßler (5) verfertigte Kessel und hieß früher „Kalterschmied“; der Klempler (1) ist „der Blechschmied“, und dasselbe bedeutet vielleicht Spengel (1) und Spangel (1), denn Spängler nennt man in Oberdeutschland den

Klempner. Der Kettner (1) verfertigte kleine Ketten, der Nadler (1), vielleicht auch der Nettelmann (1) Nadeln. Nun die alten Waffenschmiede: Helmer† (1) „Helmschmied“, Degner† (1) „Degenschmied“, Schildhauer (2) und Skilter† (1), vielleicht gar der Schiller† (5) aus Schilder „der Schildmacher“, während Spurmann (1) kaum auf Spormann zurückgehen wird, den „Sporenmacher“. Wir schließen die Gruppe der Metallarbeiter ab mit dem Petschierstecher (1) „Petschaftgraveur“, der auch in den entstellten Formen Spezierstecher (1) und Spizgenstecher (1) vorkommt, und mit dem Mechanik (1). Der Munter† (5) oder Muntener (1) „Münzer“ gehört schon, obgleich Handwerker und nach Mettigs „Zur Geschichte der Rigaschen Gewerbe“ früher neben den Schmieden in der Schmiedestraße wohnhaft, zu den Beamten der Stadt. Als Scherzname für den Schmied mag noch genannt sein der imperativische Name Riffenstahl (1) „reibe den Stahl!“ —

Haus und Hof mit Zubehör wären eingerichtet. Wer sorgt für Kleider und Schuh? Schneider (35) nebst genitivischem Schneiders (5) und litauisirtem Schneidereit (1); auch Schneidemann (2) hat wohl dieselbe Bedeutung, jedenfalls aber Schroeder† (21), Schröder† (22), Schrader† (2), verhochdeutsch Schroeter† (1). Der Name Schröder kann allerdings auch einen Mann bezeichnen, der Wein und Bierfässer ladet, da man früher, auch in Riga, bër schroten sagte für „Bier laden“. Doch ist wohl größtentheils die Bedeutung „Schneider“ anzunehmen, wofür auch das Lettische spricht, dessen Bezeichnung des Schneiders „Skrodel“ (3) nichts Anderes ist, als das deutsche Schroder. Es ist dieses nicht das einzige Beispiel, daß das Lettische ein deutsches Wort bewahrt, während dieses im Deutschen aufgegeben ist und höchstens noch in Familiennamen sich erhalten hat; ich erinnere an das lettische Wort brugetais¹ „der Pflasterer“, welches von der alten deutschen Bezeichnung für das Fremdwort „Pflasterer“, Brugger, Steinbrugger, Steinbrücker gebildet ist und sich außerdem in dem Worte bruguteesa¹ „Ordnungsgericht“ erhalten hat, so benannt, weil der lettische Bauer mit dem Ordnungsgericht am häufigsten zu thun hatte bei der Anlage und Instandhaltung der Straßen.

Die Stoffe werden den Schneidern geliefert vom Weber (11), Waeber (1), niederdeutsch und lettisch Bewer (4), Wehwer (5), Wehwers (1); von dem Wollner (4), Wolner (2), dem „Wollenweber“ oder „Wollschläger“; vom Walker† (2) „Tuchwalker“. Farbe erhält der Kleidstoff durch den Färber† (2), Ferber† (2). Der Reizner† (1), Reißner† (2) kann der „Verfertiger der rise“ sein, eines Schleiers, der um Wange und Kinn ging, und der Spizmacher (1) verfertigte Spitzen, die der Spizmann (1) dem

¹ spr. brudjetais, brudjutāssa.

Schneider verhandelte. Das Kleid des Ordensgeistlichen, das Scapulier, verfertigte der Schepeler†.

Vom Schneider zum Schuhmacher führen uns der Briefmeister (1) und der Neßler (3), die beide „Schnürriemenverfertiger“ bezeichnen, ersteres zu bräsen „Gewand und Schuhe schnüren“, letzteres zu nestel „Schnürriemen“ gehörig; und zu ihnen stellen wir den Seiler (7), Sebler (2), Sailer (5). — Nun der Schuhmacher (6), Schomacher (1), Schuster (2), auch Schuhmann (5), Schumann (18), welche letztere jedoch häufiger den mit Schuhen handelnden Kaufmann bezeichnen. Wie neben Schneider die alte Bezeichnung Schroeder in Namen sich erhalten hat, so neben Schuhmacher die Namen Schuchardt (6), Schohardt (1), Schubert (7), Schubbert (1), Schaubert (1), und aus ihnen entstellte Schubber (1), Schuberg (3), Schocher (1), Schocker (1), Schochner (1), die alle herkommen von dem mittel- und niederdeutschen Worte schuochwürchte, schuchwercht „Schuhverfertiger“, eigentlich „Schuhwirker“. Aus dem lateinischen sutor „der Näher“, welches auch in Schuster aus Schuchfutor „Schuhnäher“ steckt, ist der Name Sauter (1) entstanden. Die lettische Bezeichnung ist Kurpneek (6), Kurpneek (1); die russische Saposchnikow (1), Saposchnikow (1), Saposnikow (1). An den Schuhmacher schließt sich vielleicht der Holzner (1) „Holzschuhmacher“, wenn der Name mit dem früher häufigen Namen Holzschuher, Hulscher gleich sein sollte — Holzschuhe oder Patinen waren im Mittelalter eine weitverbreitete, vielbegehrte Fußbekleidung; ferner der Leistner (2) für Leistner „Schuhmacher“ oder „Leisten Schneider“; der Neßler† (1), Nößler† (1), Nößler† (1), Nößler† (1), Nößler† (1) „Schuhflicker“ oder „Flickschuster“. Der Berschuster (1) ist wohl ursprünglich ein jüdischer Schuster Namens Behr. Endlich sei der Spottname für den Schuhmacher erwähnt, der Knieriem (7) und der Ahle† (1), beide nach dem Werkzeug benannt.

(Schluß folgt.)





Aus der baltischen Novellistik.

H. K. v. Heydenfeldt. Eine Frau. Studie nach dem Leben. Leipzig, Verlag von Carl Reißner. 1892. 120 Seiten. 8°.

Eine curiose Geschichte ist es wohl, die Geschichte von der Frau, die ihren Mann auf Reisen schickt und auf seine schriftliche Anfrage, ob er ihr untreu werden dürfe, stillschweigend ihre Erlaubniß erteilt, die dann auch reichlich benutzt wird. Gleichwohl wäre nicht zu wünschen, daß man wegen dieser „realistischen“ Würze, die ohne Schaden wegbleiben könnte, mit dem ganzen Buch hadere. Ist es doch unumstößlich wahr, was der Prediger Salomonis im 3. Capitel behauptet, daß „Jegliches seine Zeit habe: Steine werfen und Steine wieder auffammeln“. Die Verfasserin hat nun jetzt eben keine Lust, auf die Ehebrecher Steine zu werfen, sondern die von Anderen geworfenen Steine aufzuheben, und ist dabei weit davon entfernt, sich für ihr Geschlecht, wie George Sand, auf den Satz zu berufen: hanc veniam damus petimusque vicissim. — Die mehrfache Erwähnung von L. N. Tolstois „Kreuzersonate“, auf welche dies kleine Werk — nach einer Andeutung auf S. 119 — eine Entgegnung sein soll, ferner einige Anzüglichkeiten auf den ersten Seiten und der Excurs über Frauenemancipation auf S. 29 ließen erwarten, hier werde eine livländische Dame über die sog. Frauenfrage sich vernehmen lassen: ein Thema, das ja in der letzten Zeit von der baltischen Tagespresse in gutgemeinten, aber meist etwas confusen Aufsätzen vielfach discutirt worden ist. Für Männer kann diese Erwartung den Reiz einer Schrift nicht erhöhen; denn es haben sich schon gar zu viele unberufene Federn dieser „Frage“ bemächtigt, die für die berufenen keine Frage mehr ist; und die Jungfrauen pflegt dieser blätterreiche, aber blüthen- und fruchtlose Zweig der Literatur ebenfalls nur so lange zu interessiren,

bis die Pfeile des starken Cros ihr Herz getroffen haben: dann mögen sie nichts mehr davon wissen, daß man die treuesten Bundesgenossen im Kampfe gegen die verderblichen Mächte der Natur und des Schicksals — Mann und Weib — künstlich isoliren und um feindliche Banner schaaren will. Es bleiben also nur einige enragirte alte Jungfern übrig, welche unverföhnlich ihre Phalanx gegen etwelche gottverlassene Hagestolze richten. — Im weiteren Verlauf des Buches wird jedoch nicht eigentlich die Frauenemancipation, sondern das ewig neue Problem der Liebe und Ehe erörtert: Ein Reisender, der mit der Absicht umgeht, sich zu verloben, erzählt seine Begegnung mit einer älteren Dame, die auf der Eisenbahn und darauf in München ihm über Liebe und Ehe werthvolle Winke giebt und ihm schließlich die Biographie einer Frau — ihre eigenen Lebensschicksale — vorliest. Die Geschichte dieser Frau und ihrer Heirath bildet den Hauptinhalt der Studie und die Illustration zu der vorangeschickten Moral des Ganzen. Freilich, daß der von der Dame belehrte Reisende ein Mann ist, wird erst auf S. 42 klar ausgesprochen, und da muß man es auf Treu und Glauben hinnehmen; obgleich Alles, was dieser Reisende sagt, das logische Gerüst seiner Argumentation, sein Interesse für den Schnitt der Frauenkleider zc., so durchaus feminini generis ist, daß man hätte schwören mögen: hier seien zwei Damen zusammengerathen, und das Thema der Ehe werde einem einseitig weiblichen Areopag vorgelegt. Erscheint nun in diesem Punkte, wie auch sonst die Zeichnung der Charaktere an individuellen Zügen arm und die Sprechweise bei allen Personen dieselbe, so daß — ob nun der Reisende erzählt oder Frau Halden docirt oder ihr Mann redend eingeführt wird — man eigentlich immer nur den gleichen lebhaften, hübschen und gewandten Stil von H. R. von Heydenfeldt zu hören glaubt — so ist doch die Tendenz des ganzen Werkes gewiß löblich und ohne amazonenhaften Beigeschmack; sie wird auf S. 43 so ausgesprochen: „Heirathen Sie nie, wenn Ihnen nicht . . . an der Seite einer Frau . . . körperlich eben so wohl ist, wie geistig! . . . Und wenn Sie geistig in der vollendetsten Harmonie leben, und es ist nur etwas ganz Geringes — sonderbare Bewegungen, häßliches Gehen oder Sprechen u. dgl. — das Sie aber peinlich berührt, reizbar, nervös macht, so werden diese kleinen Eigenthümlichkeiten das Glück Ihrer Ehe untergraben.“ Das ausführlich erzählte Verhängniß der Frau Halden bestand aber darin, daß sie, von Natur unschön und ohne die geringsten körperlichen Reize, doch von einem sehr feinfühlenden Manne, von einem für alles Schöne empfänglichen, aber auch für das Gegentheil empfindlichen Künstler zur Ehe begehrt wurde und leider auch einwilligte, theils aus Liebe zu ihm, theils um ihn, der ein Weiberfreund, wie Salomo, war, von Verirrungen abzuhalten. Diese Ehe, in der angeblich nicht die geringsten Zärtlichkeiten vorkamen, die aber

gleichwohl mit drei Kindern gesegnet war, konnte nicht glücklich bleiben; dem nach Schönheit dürstenden Manne war es unerträglich, an eine Frau gefesselt zu sein, deren Aeußeres, deren rauhe Stimme und eckige Bewegungen ihn beständig verletzten. Was die Eheleute nun, nach hartem, edelmüthigen Ringen beschlossen, wird von der Frau S. 102 so ausgedrückt: „Wir hoben unsere Ehe thatsächlich auf, doch nicht vor dem Gesetz. Wir blieben bei einander, aber wir wurden wieder Freunde — nur Freunde — und lebten Jeder für sich. Er war frei!“ Und nun passirten jene Eingangs erwähnten seltsamen Ereignisse, um derenwillen wohl auch das Motto: Matth. 5, 8 nöthig war: „Selig sind, die reines Herzens sind, denn sie werden Gott schauen.“ — Als Resultat dieser Studie möchten wir die Belehrung ansehen, daß die Freundschaft allein kein genügendes Fundament für die Ehe gewähre, und wenn nun einmal dieser Fehler begangen worden, daß dann die Frau nachgeben und nicht die Freiheit ihres Mannes stören solle. Dagegen streitet aber scheinbar ein Satz auf S. 116, wo die Dame bekennt: „Wenn ich auf das Duzend Jahre zurückblicke, das ich an der Seite meines Mannes verlebt, so bereue ich es nicht, mein Schicksal an das seinige geknüpft zu haben.“ Die Ehe also, die dem jungen Reisenden als abschreckendes Exempel vorgehalten werden sollte, ist somit doch eigentlich glücklich gewesen. Das liegt nun aber freilich, wie man wohl sieht, daran, daß die Ehegatten beide ganz ungewöhnlich vollkommene, von der Häßlichkeit der Frau und der überempfindlichen Aesthetik des Mannes abgesehen, geradezu ideale Menschen sind; und eben diesen Umstand würde man, glaube ich, dem Buche mit Unrecht zum Vorwurf machen, denn er liegt im Begriff der Studie. In der schönen Literatur deutet doch die Benennung „Studie“ nicht bloß auf die Bescheidenheit des Verfassers hin, mit der er seine Arbeit noch nicht als wirkliche Kunstleistung hinstellt, sondern als Vorübung zu einer solchen der sympathischen Aufmerksamkeit des Lesers empfiehlt; — die Studie bezeichnet vielmehr auf diesem Gebiete ungefähr dasselbe, wie in der Physik das Experiment. Das einfache Wiedererzählen des zufällig Gesehenen oder Erlebten entspricht in der Physik dem primitiven Stadium der Naturbeobachtung, bei der nur das, was der Lauf der Dinge von selbst an dem forschenden Auge des Menschen vorüberziehen läßt, aufgefaßt und gedeutet werden kann. Das Experiment aber ist eine Frage, die der Mensch an die Natur stellt. Die Elemente und Kräfte werden aus ihrer natürlichen Umgebung gelöst und bestimmte Bedingungen hergestellt, unter denen sie auf einander wirken sollen. Es genügt nicht dem Physiker, sinnend zu betrachten, wie die Fichtenzweige im Winde schwanfen; er spannt selbst die metallene Saite und studirt die Schwingungen, in die er sie versetzt hat. Ebenso will auch die psychologisch dichterische Studie bestimmte Charaktere unter bestimmten Verhältnissen auf einander treffen

lassen, und die Lösung des Problems soll dann mit poetischer Nothwendigkeit oder doch Wahrscheinlichkeit aus ihren Wechselbeziehungen für den Leser hervorgehen. Sei es nun, daß wir es mit Physik oder mit Herzenskunde zu thun haben, in jedem Falle wird klar sein, daß die Stoffe und Kräfte rein dargestellt werden, die entscheidenden Eigenthümlichkeiten des Naturells und der Lebensbedingungen aus der Menge der sie in Wirklichkeit kreuzenden anderweitigen Einflüsse scharf hervorgehoben werden müssen und daß in beiden Fällen nur durch Eliminiren störender Nebenbedingungen zuverlässige Resultate erzielt werden. Habe ich hiermit Recht, so wird man auch in vorliegendem Buche nicht den Mangel menschlicher Schwächen an den handelnden Personen, sondern nur den Umstand tadeln, daß die didaktische Absicht auf jeder Seite sich dem Leser gar so deutlich kundgiebt, und man nie dazu kommt, sie über dem, was sonst die Erzählung bietet, zu vergessen. An sich liegt ja der Stoff dieser Novelle den Thatfachen des wirklichen Lebens nicht fern: es wird manches Mal vorgekommen sein, daß ein schönheitliebender Mann im Vertrauen auf seelische Harmonie eine häßliche Frau gefreit hat.

Daher ist es nicht zu verwundern, daß schon unsere klassische Literatur eine dieser sehr ähnliche Erzählung besitzt, welche ganz diese selbe Frage behandelt; sie ist auch unter dem Namen einer „Studie“ erschienen und ungefähr von demselben Umfang, und trägt vorliegendes Werkchen den Titel „Eine Frau“, so ist jene Studie gleich mit dem Namen der Frau, von der sie handelt, überschrieben; sie heißt „Brigitta“, und ist vor genau 50 Jahren von Adalbert Stifter verfaßt worden. Nicht nur in dem leitenden Gedanken, sondern auch im sonstigen Inhalt zeigen beide Schriften viel Uebereinstimmendes. Wenn Frau Halden ihr Aeußeres als „reizlos und ohne jede Anmuth“ bezeichnet und von ihrem Manne klagt: „Daß mir die ganze Größe seines ästhetischen Bedürfnisses, die ganze Empfindlichkeit seiner Schönheitsnerven klar gewesen wäre!“ so nennt Stifter seine Brigitta geradezu „häßlich“ und schildert sie genau wie die Frau Halden als von derben, männerhaftem Körperbau; von ihrem Manne, dem Major, sagt er: „Dabei erkannte ich, als ich länger mit ihm umging, daß diese Seele das Glühendste und Dichtestische sei, was mir bis dahin vorgekommen ist . . . und nie in meinem Leben . . . habe ich einen so empfindlichen Schönheitsinn angetroffen, der durch Ungehalt und Rohheit bis zur Ungeduld gereizt werden konnte, als an ihm.“ Als allmählich die Ehe unhaltbar geworden, schildert Frau Halden den Widerwillen, den ihr Mann vor ihr empfand, mit den Worten: „Es war ein haßähnliches Aufflammen seiner physischen Natur, das Wort und That noch zurückhielten — wie lange noch?“ während bei Stifter der Major Murai seiner Frau ohne Weiteres sagt: „Ich hasse Dich unaussprechlich!“

Auch bei Stifter trennen sich die Gatten auf lange, um später in innigster Freundschaft vereint weiter zu leben. Nur die nüchterne Auffassung des Ehebruchs fehlt bei dem österreichischen Dichter; das wäre dem alten Herrn vielleicht zu modern gewesen. Alles, was Stifter von der Treulosigkeit des Mannes zu berichten weiß, setzen wir hierher: Nachdem der Major einmal zufällig auf einem Spazierritte mit einer schönen Reiterin, dem Wildfang Gabriele — Tochter eines greisen Grafen aus der Nachbarschaft — zusammengetroffen war, sahen sie sich an derselben Stelle noch öfter. „Sie fragten nicht, wer und woher sie seien, sondern das Mädchen, gleichsam ein Abgrund von Unbefangenheit, scherzte, lachte, neckte ihn und trieb ihn meistens zu kühnen übermüthigen Wettreiten an, wo sie wie ein himmlisches, tolles, glühendes Räthsel neben ihm her flog. Er scherzte mit und ließ sie meistens siegen. Eines Tages aber, als sie vor Erschöpfung athemlos, nur durch wiederholtes Haschen nach seinem Zügel andeuten konnte, daß sie wolle, daß er halten solle, und als sie beim Herabheben vom Pferde schmachmend geflüstert hatte, sie sei besiegt — damals, nachdem er ihren Steigbügelriemen, an dem etwas gebrochen war, wiederhergestellt hatte und sie nun verglühend an einem Baumstamme stehen sah — riß er sie plötzlich an sich, preßte sie an sein Herz, und ehe er sehen konnte, ob sie zürne oder frohlocke, sprang er auf sein Pferd und jagte davon.“ — Man sieht aus dieser Gegenüberstellung, um wie viel praktischer, im Vergleich zu Adalbert Stifter, die heutigen Schriftsteller die Dinge auffassen. — Worin nun aber beide Studien durchaus übereinstimmen, das ist die fleckenlose Vortrefflichkeit des Charakters und die Hoheit des Geistes der beiden Ehegatten, und es lohnt der Mühe zu fragen, durch welche Kunstgriffe Stifter es trotz alledem zu Stande gebracht habe, daß in seiner Erzählung sich die durchgehende Absicht, das psychologische Problem, dennoch nirgends beim Lesen vordringlich bemerkbar macht? Man wird geneigt sein, die Antwort in dem zu suchen, was als die glänzendste Eigenthümlichkeit der Stifterschen Erzählungen gepriesen wird: in den unübertroffenen Naturschilderungen. Gewiß! Wer hätte nicht das verpönte Wort Tendenz vergessen, wenn dieser Schriftsteller uns in bescheidenem Geplauder durch seine dunkelgrünen Fichtenwälder, schimmernden Moore und stillen Schluchten führt; wenn er uns, halb beschreibend, halb schwärmend, die triumphirende Größe der Natur, der schuldlosen, ewigen, deutet! Unvermerkt theilt die Seele, die Stifter der unbelebten Schöpfung eingehaucht hat, uns eine gewisse Stimmung mit, so daß, wann dann dieser Schilderung allgemach die Erzählung menschlicher Schicksale folgt, wir auf sie gewissermaßen vorbereitet, die Saiten unseres Gemüthes zu den Intentionen des Dichters harmonisch gestimmt sind, und wir uns dann wieder, wie nach einem unterbrochenen Traum, willig von ihm hinüberleiten lassen, um von Neuem auf

den Pulsschlag des Waldes und der Haide zu lauschen. Viele Erzählungen von Stifter („Der Hochwald“, „Feldblumen“, „Der Waldsteig“, „Der Waldbrunnen“) zeigen schon durch ihren Titel, wie wichtig an ihnen der Antheil ist, den der Verfasser der Natur zugewiesen hat; aber am deutlichsten läßt sich vielleicht bei der ernstesten und traurigsten Geschichte vom „Waldgänger“ der Beistand beobachten, welchen dem Dichter die Naturschilderung gewährt, um für die Enthüllungen tragischer Menschenchicksale in dem Leser die rechte Empfänglichkeit hervorzurufen und hernach die Erschütterung des Gemüths wieder schmerzlos verflingen zu lassen.

Doch wichtiger ist es, hier eine andere Eigenheit Stifters, die ihn noch schärfer von zeitgenössischen und späteren Schriftstellern unterscheidet, zu betrachten. Er verschmäht es, Charakter und Wesen seiner Personen aus unzähligen Einzelheiten zusammenzusetzen, die Gestalten aus vielen flüchtigen, aber distincten Zügen werden und sich entwickeln zu lassen. Also worin die moderne Erzählungskunst ihre Meisterschaft sucht, das vermeidet er ausdrücklich und begnügt sich damit, seine Helden mit wenigen, tiefen und bleibenden Eigenschaften auszustatten; und so sehr wir uns täuschen, wenn wir bei Stifter dramatischen Lärm erwarten, oder Helden, deren Aufgabe es ist, hängenswerthe Abenteuer zu bestehen, so liegt doch etwas heldenhaft Großes und Erhabenes in der Beständigkeit seiner Charaktere. Es ist bisweilen ein einzelner Grundsatz, eine einzige Neigung, eine verehrte Satzung, was wie mit elementarer Gewalt, jahrelang, ja lebenslang das stille Schalten und Walten dieser seiner Alltagsmenschen bestimmt. An solchen Leuten, wie seinen „Drei Schmieden ihres Schicksals“, die im Vertrauen auf den Spruch «*Quilibet fortunae suae faber est*» die unscheinbarsten und doch schwierigsten Dinge ausführen — an ihnen gehen die vielen kleinen Reibungshindernisse der Außenwelt, die Einwirkungen der Umgebung fast spurlos vorüber; ebenso an dem Herrn Veit Almot in dem „Alten Siegel“, der hinauszog in die Welt, um etwas Gutes zu wirken, „das werth sei, daß man es erzählt, wenn man zurückgekommen ist und Abends beim Ofenfeuer beisammen sitzt“, und der, als er nach Jahren etwas vollbracht hatte, nachsann, ob es einer Abendrede werth sei, oder ob er hingehen und noch etwas thun sollte. Deshalb erfreuen wir uns an der Größe dieser Menschen, und zwar um so mehr, da wir recht gut sehen, wie selten in dem Leben, das um uns gelebt wird, solche Standhaftigkeit und Gemüthstiefe ist. Denn wem sollte nicht der Reflex eines besseren Seins — das Ideal, das die Macht des Menschen über den Zufall und widrige Chicksale zeigt, erhebender dünken, als eine Copie der trostlosen Wirklichkeit um uns. Aus der Wirklichkeit ist ja auch die Strahlenkrone des Ideals genommen; aber es kommt freilich darauf an, welche Züge aus ihr der Dichter in dem Focus seines Brennspiegels sammelt;

ob er, wie Emil Zola, in einem Cyklus von sieben oder mehr Romanen die hereditären Wirkungen der Trunksucht illustriert, oder wie Stifter, das Unkraut des Herzens bei Seite läßt und die Blüthen allein wieder spiegelt.

Nun kann man es wohl als einen Grundunterschied des antiken Epos und des modernen Prosa-Epos, des Romans, ansehen, daß die Charaktere im Epos fest sind, abgeschlossen und mit sich einig, und daher alle Wechselfälle des Lebens den Personen nur Gelegenheit bieten, ihrer unwandelbaren Natur gemäß darauf zu reagiren; daß dagegen der Roman uns bildsame Charaktere vorführt, das erfahrungslose Herz mit der rauhen Realität in Conflict bringt und es so durch Krisen der Ueberzeugung und des Gefühlslebens hindurch zur Läuterung oder zum Ruin führt. Von diesem Gesichtspunkte aus muß die Richtung Stifters — der ja auch in der Wahl seines Berufes seine Verehrung für das klassische Alterthum bethätigt hat — als klassisch bezeichnet werden im Sinne des Epos, und es leuchtet ein, daß bei seinen durchweg einfachen, von wenigen allgewaltigen Zielen oder Trieben geleiteten, unbedingten Charakteren es nicht so sehr, wie bei der modernen Studie von H. R. von Heydenfeldt, als schulmeisterliche Absichtlichkeit auffällt, wenn die vielen kleinen Schwächen und Mängel, die den wirklichen Menschen doch mehr oder weniger anhaften, weggelassen sind. Sein idealer Schwung trachtet nicht danach, daß „der Schein die Wirklichkeit erreiche“, und er entwirft seine Studien nicht „nach dem Leben“, wie die Verfasserin von „Eine Frau“.

In einer dritten Beziehung, die hier zur Vervollständigung der Parallele auch berührt werden mag, steht allerdings Stifters Darstellungsweise nicht nur zu dem modernen Roman, sondern noch mehr zu dem klassischen Epos, wie überhaupt zu der ganzen Art, in der die Alten Biographisches und Historisches überliefert oder gedichtet haben, im grellsten Gegensatze. Wenn die Griechen und Römer die Neigung hatten, bei der Lebensbeschreibung einzelner und der Schilderung ganzer geschichtlicher Epochen fast nur auf die merkwürdigen Züge und Begebenheiten, auf bedeutungsvolle Wendepunkte im Leben, auf Feldzüge, Schlachten und andere geräuschvolle Katastrophen in der Geschichte Gewicht zu legen, und ihre Darstellung daher oft in den Augen des modernen Forschers den Anschein des Anekdotenhaften erweckt; so sind bei Stifter wiederum die eigentlichen Ereignisse, die entscheidenden Handlungen überhaupt nicht vorhanden; d. h. irgend etwas dergleichen kommt ja meist auch in seinen Erzählungen vor, der Dichter hat es jedoch verborgen und in der Wirkung geflüffentlich abgeschwächt, und scheint alle Mühe und Sorgfalt nur auf die Beschreibung des Unbeweglichen und Beständigen, auf die Darstellung der ruhenden Zustände zu verwenden. Nicht, als ob die

Leute bei ihm nichts redeten und nichts thaten; aber der Dialog hat nichts Spannendes, Pointirtes; die Gespräche seiner Menschen sind fast immer so harmlos, daß sie sich nur auf das Selbstverständlichste erstrecken und gerade darum zu einfach, um unnatürlich zu sein. An seinen Personen werden nicht Thaten, sondern eine fortdauernde Thätigkeit beschrieben, die das allergewöhnlichste, unscheinbarste Schaffen und Wirken des täglichen Lebens zum Gegenstande hat. Wo dennoch ein einschneidendes Vorkommniß zur Sache gehört und nicht zu umgehen ist — wie in der Erzählung „Nachkommenschaften“ ein Duell — da wird es nur beiläufig, wie von ungefähr, ganz flüchtig erwähnt, in einem Nebensatze untergebracht. Welch ein Contrast zu anderen Schriftstellern unseres Jahrhunderts, die fast nie verfehlen, solche Stellen zu Glanzpunkten der dramatischen Wirkung zu erheben! In Turgenjews Novellen werden allein acht Duelle ausführlich erzählt, und auch in dem alten Epos ist zu allen Zeiten, vom Mahabharata und der Ilias bis zum Schahname und dem Waltharilied — von den Ritterepen ganz zu schweigen — oft genug der Haupteffect einzelner Episoden auf Zweikämpfe concentrirt worden.

In anderen Geschichten ist Stifters Scheu vor aufregenden Effecten sogar noch größer: er spricht — wie es dem lyrischen Dichter wohl ansteht — das Vorgefallene überhaupt nicht bestimmt aus, sondern erweckt nur nachträglich eine deutliche Ahnung von dem, was es gewesen sein müsse. So in dem „Ruß von Senze“ durch Ruperts Ausruf: „Hiltiburg, ich kenne den Ruß!“ — Die Wirkung, die Stifter durch diese concrete Darstellung dauernder Zustände erzielt, ist nun ganz eigenthümlich: während der Lecture merken wir kaum etwas von einer Handlung; wir warten immer noch, daß etwas geschehe; allein zum Schluß fühlen wir nicht nur, daß genug geschehen ist und nichts weiter nöthig war, sondern die Hauptpersonen stehen auch mit einer so glaubhaften Wirklichkeit vor unseren Augen, daß wir sie selbst da nicht gut abwehren können, wo es die allerseltensamen Käuze sind, die je von der Einbildungskraft eines Dichters hervorgebracht worden. Denn wie sollten wir etwas gegen sie einwenden, da alles Einzelne, was wir diese Menschen haben thun sehen, fast nur Alltägliches und Selbstverständliches war und daher keinen Widerspruch in uns erweckte! Und doch ist ihr Dasein, ihre Existenz, als Ganzes genommen, von märchenhaft eigenartigem Reiz und oft im höchsten Grade bewunderungswürdig, und sie glauben zu machen, eine staunenswerthere Leistung, als die Erfindung der feinsten Intrigue. Selbst dort, wo aus dem Lebenslauf dieser Menschen nur ein Tag oder wenige Tage beschrieben werden, merken wir, daß sie als typisch gelten, denn es wird uns zu verstehen gegeben, daß, wie dieses Mal, es auch alle vorangegangenen und späteren Male verlaufen ist. Dies gilt von sehr vielen

Erzählungen, z. B. unter den Studien von der ergreifendsten, vom „Hagestolz“, in der das Leben des alten Sonderlings auf der Insel vorgeführt wird. — Wo sich diese einförmigen Reden und gleichmäßigen Handhierungen noch dazu — mit grenzenlosem Zutrauen zur Geduld des Lesers — in feierlichem Ceremoniell wiederholen, wie in dem „Frommen Spruch“ und dem „Ruß von Senke“, da liegt in ihnen eine ganz aparte, mit nichts sonst zu vergleichende Komik.

So wird uns von Stifter die Realität seiner Gestalten mit ganz anderen Mitteln aufgezwungen, als von den Erzählern, die einen sonderbaren Charakterzug an den anderen und ein merkwürdiges Ereigniß an das andere reihen und dabei dem Leser hundertmal Gelegenheit geben, den einzelnen Zug und die einzelne Begebenheit unter die Lupe der Kritik zu bringen und als unwahrscheinlich anzuzweifeln. Ein wenig Ähnlichkeit hat mit ihm in dieser Hinsicht nur noch Thackeray; doch wird bei Stifter die Illusion noch dadurch erhöht, daß oft die Schilderung der Zustände bei ihm auch an Langweiligkeit dem wirklichen Leben gleichkommt und wir dann erst nach Beendigung einer Geschichte rückblickend merken, welches Gaukelspiel der Poet mit uns getrieben und wie er uns genöthigt hat, das tollste Zeug zu glauben. Wir brauchen hier als superlative Beispiele nur „Die Narrenburg“ und die kleinen Erzählungen „Kalkstein“ und „Turmalin“ anzuführen, oder im „Waldsteig“ die Geschichte von dem Herrn Tiburius Kneigt, der es auf zwölf Schlafröcke gebracht hatte und, beständig medicinische Bücher lesend, fand, daß alle Schriftsteller seine Krankheit, wenn auch meist unter verschiedenem Namen, anführten, und der keine andere Freude mehr hatte, als die, daß er manchmal seinen Zustand so außerordentlich und unglaublich treu angegeben fand, als hätte er ihn dem Manne selber in die Feder gesagt. Ein besonderes Mittel hat Stifter im „Hochwald“ benutzt, um die Plötzlichkeit der Wirkung zu schwächen: die Heldinnen, zwei Schwestern, verbringen in größter Einsamkeit in einem Schlupfwinkel des Gebirges die Zeit, wo im dreißigjährigen Kriege ein Sturm auf die väterliche Burg Allem Untergang bringt, was ihnen theuer ist: dem Vater, Bruder und Geliebten. Nur das stille Waldleben wird beschrieben, und das einzige Zeichen des Vorgefallenen besteht darin, daß eines Tages die Schwestern vom Gipfel eines Berges mit dem Fernrohr die väterliche Beste, nicht wie an allen vorausgehenden Tagen, sondern ohne Dach und mit geschwärzten Mauern erblicken. Ebenso durch das Fernrohr der alles Herbe mildernden, alles Wilde besänftigenden Zeit werden auch in der „Brigitta“ die Stürme der mißglückten Ehe erst zum Schluß als etwas Längstvergangenes mitgetheilt, zu einer Zeit, wo schon die ruhende Gegenwart die Stimmung geklärt und ins Gleichgewicht gebracht hat; daher ist die Schlussscene mehr rührend als erschütternd.

Bei H. R. von Heydenfeldt heißt es S. 33, daß das Gesicht der Frau Halden im Augenblicke erhebender Gemüthsbewegung gewaun („Alles an ihr athmete Hoheit und Seelenadel, und ein tief ergreifender Ausdruck von edlem Stolz verklärte ihre Züge“); ähnlich sagt auch Stifter von dem Moment, wo seine Brigitta dem Manne die verjährte Kränkung vergab: „So herrlich ist das Schönste, was der arme, fehlende Mensch hienieden vermag, das Verzeihen — daß mir ihre Züge wie in unnachahmlicher Schönheit strahlten. . .“

Wird aber Verzeihung auch Dem zu Theil werden, der, statt, wie er sollte, über das Werk einer livländischen Dame gehörigen Bericht zu erstatten, zu Betrachtungen über einen halbverschollenen österreichischen Dichter abguschweift ist; und wird die Verzeihung auch so groß sein, o Leser! daß sie die Häßlichkeit dieser Caprice zudeckt? Nun, einen Theil der Schuld trägt wohl er selbst, der alte Zauberer von Linz, dessen geheimnißvolle Kreise nicht so leicht den Lehrling loslassen, den sie einmal umzogen haben. Im Uebrigen wird es aber gewiß Jedem, der die Studie von H. R. von Heydenfeldt gelesen hat, interessiren, als Pendant dazu auch die „Brigitta“ von Adalbert Stifter kennen zu lernen¹.

Gregor von Glasenapp.



¹ Im Hinblick auf die moderne Geschmacksrichtung in ästhetischen Dingen, die leider auch bei uns an Boden zu gewinnen scheint, sei es gestattet, bei dieser Gelegenheit an eine Warnung von Goethe zu erinnern. „Der Mensch, sagt er, ist so geneigt, sich mit dem Gemeinsten abzugeben, Geist und Sinne stumpfen sich so leicht gegen die Eindrücke des Schönen und Vollkommenen ab, daß man die Fähigkeit, es zu empfinden, bei sich auf alle Weise erhalten sollte. Dem einen solchen Genuß kann Niemand ganz entbehren, und nur die Ungewohntheit, etwas Gutes zu genießen, ist Ursache, daß viele Menschen schon am Abbernen und Abgeschmackten, wenn es nur neu ist, Vergnügen finden. Man sollte alle Tage wenigstens ein kleines Lied hören, ein gutes Gedicht lesen, ein treffliches Gemälde sehen und, wenn es möglich zu machen wäre, einige vernünftige Worte sprechen.“

Von der Stifter'schen Studie „Brigitta“ soll demnächst, wie wir erfahren, ein Neudruck in Riga erscheinen. Die Red.

Herausgeber: Arnold v. Tiedöhl.

Für die Redaction verantwortlich:
N. Carlberg.

Дозволено цензурою. — Ревель, 1-го Мая 1893 г.

Печатано въ типографіи Наслѣдниковъ Линдфорса въ Ревелѣ.



Hoflieferant Ihrer Majestäten

des

Kaisers von Russland,
Kaisers von Deutschland,
Kaisers von Oesterreich,
Königs von Dänemark,
Königs von Bayern.



C. M. SCHRÖDER.

Erste russische Pianofortefabrik mit Dampfbetrieb.
Gegründet 1818.

Flügel.

Pianos.

Preis-Courante auf Verlangen
gratis und franco.

St. Petersburg, Newsky 52.